

Schau-ins-Land



Gerausgegeben vom Breisgau-Verein
Schau-ins-Land
Freiburg i/Br.

J9

Jahreslauf

29

54-55

8c 465

Inhaltsverzeichnis zum 54.—55. Jahrgang.

	Seite
Oberlinden zu Freiburg (mit 9 Abbildungen). Von Professor Dr. Hermann Mayer	1—18
Die Wandmalereien der Freiburger Loreto-Kapelle auf ihre Herkunft zurückgeführt (mit 7 Abbildungen). Von Oberforrektor Joseph Dotter	19—25
Die Kyburg bei Freiburg i. Br. (mit 8 Abbildungen). Von cand. phil. Otto Kantorowicz	26—33
Das Schattenkreuz in der Vorhalle des Freiburger Münsters (mit 5 Abbildungen). Von Dr. h. c. Friedrich Ziegler	34—37
Wappen am Oberrieder „Schlößchen“ (mit 1 Abbildung). Von demselben	37
Der Entwurf Wenzingers zum Grabdenkmal von Rodt im Münster zu Freiburg (mit 2 Abbildungen). Von Professor Rudolf Weizel	38—39
Großherzogin Stephanie von Baden und ihre Beziehungen zur Stadt Freiburg (mit 2 Abbildungen). Von Anna Kupferschmid	40—46
36. Vereinsbericht (mit 1 Abbildung)	47—48

*

Für den Inhalt sind die einzelnen Verfasser verantwortlich.

*

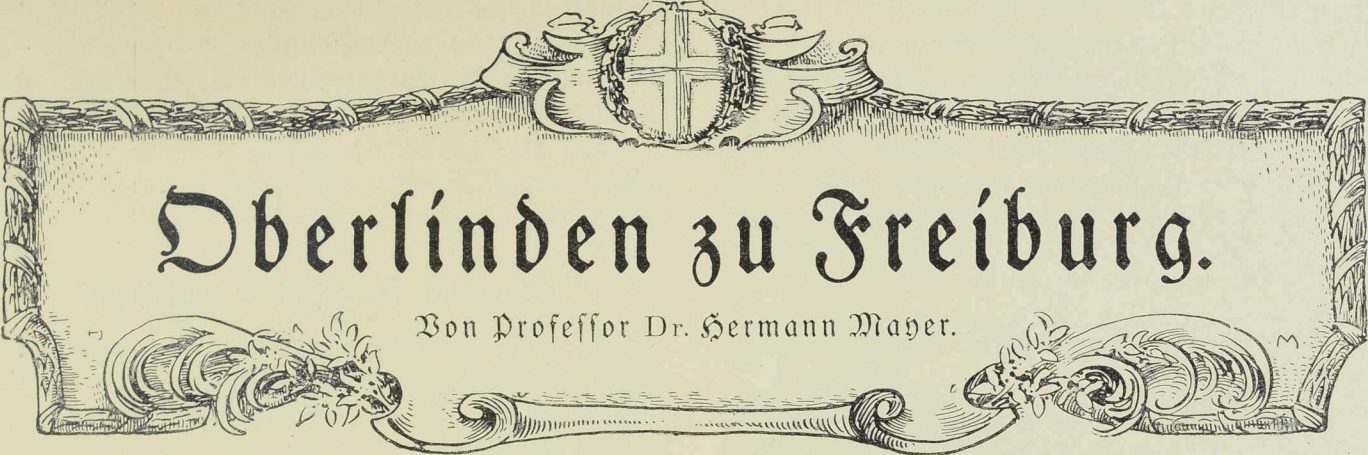
Schriftleitung: Archiddirektor Dr. Friedrich Hefele,
Freiburg i. Br., Turmstraße 1.

*

Selbstverlag des Breisgauvereins Schau-ins-Land.
Anschrift: Hauptlehrer J. E. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 3.

*

Gedruckt bei C. A. Wagner Buchdruckerei A. G. in Freiburg i. Br.



Oberlinden zu Freiburg.

Von Professor Dr. Hermann Mayer.

Die Linde im allgemeinen.

In prähistorischer Zeit bildete die Linde wohl auch bei uns ganze Wälder, und der Schwarzwald war damals nicht mit Tannen, sondern mit Linden bewachsen¹. Heute ist dies nur noch im östlichen Europa der Fall, während wir die Linde bei uns nur noch ganz selten als Waldbaum treffen. Um so zahlreicher sind die als Einzelbäume vorkommenden Feld- und Dorflinden, und zwar sind dieselben sowohl durch ihre Größe als durch ihr hohes Alter bemerkenswert. Gibt es doch Linden bis zu 30 m Höhe und solche, die 500—600 Jahre alt sein sollen². Freilich sind Altersangaben gerade bei der Linde eine sehr schwierige Sache, da ihr Wuchs je nach Standort und Bodenbeschaffenheit sehr verschieden ist. Der Karlsruher Botaniker Prof. L. Klein zählt eine Reihe solcher Linden auf³. Die stärkste Linde und zugleich der stärkste Baum Badens überhaupt ist nach ihm die große Sommerlinde⁴ am Eingang des Dorfes Hohenbodman am Überlingersee, die eine Höhe von 26 m und einen Stammumfang von 9,40 m hat. Ihr Stamm ist übrigens seit Jahrhunderten hohl. Bekannt sind durch ihr ehrwürdiges Alter die Linde der oberen Laube in Konstanz, die vor dem Münster in Überlingen, die vor dem Gasthaus zum Mohren auf der Reichenau, die 28 m hohe Sommerlinde beim Hirschen in St. Märgen und die beim Kreuz in Breitnau. Gerade in solcher Höhe (Breitnau 1020 m ü. M.) wachsen die Lindenbäume ja sehr langsam, weshalb Klein diese auf 600 Jahre schätzt. Beträchtlich jünger ist ohne Zweifel die Linde beim Bezenhäusener Bischofskreuz, die sicher jenen Kampf am 24. Juli 1299 nicht miterlebt hat. Klein schätzte sie 1908 auf höchstens 100 Jahre. Auf dem bekannten „Neunlindenberg“ auf dem Kaiserstuhl waren noch anfangs der siebenziger Jahre des letzten Jahrhunderts acht starke Stämme, die aber seither abgestorben und durch neun neue ersetzt sind. Bei einigen Linden kennen wir die Zeit und den Anlaß ihrer Geburt. So wurde die sog. Kaiserlinde in Kappelwindeck bei der Stadt Bühl — bekannt durch ihre wagerecht galerieförmig gezogenen Astfränze, die

von Pfeilern unterstützt einen Tanzboden tragen können — 1737 von den Jesuiten des benachbarten Klosters Ottersweier (wofelbst der berühmte, schon 1270 erwähnte Wallfahrtsort Maria zur Linde) zu Ehren der späteren Kaiserin Maria Theresia gepflanzt, als diese als jugendschöne Prinzessin durch das Dorf ritt, ist also jetzt 193 Jahre alt.

Aber nicht nur ihr hohes Alter und ihre Größe zeichnen die Linde aus: ihre schöne dichte Krone, ihr zartes Laub¹ und die vielen Tausende von Blüten, die weithin ihren süßen Duft verbreiten, haben sie zum volkstümlichsten, zum Lieblings- und geradezu zum Nationalbaum des deutschen Volkes gemacht². Deshalb prangt sie als Mittelpunkt auf freien Plätzen, deshalb knüpfen sich an sie so viele Sagen und Lieder, z. B. die Sigfridsage, das Lied „Am Brunnen vor dem Tore“³ u. a. m. Deshalb wurde sie auch gepflanzt als Gedenkbaum für wichtige Ereignisse, deshalb war sie für unsere Vorfahren geradezu ein heiliger Baum. Unter der altehrwürdigen, dem Volk ans Herz gewachsenen Dorflinde versammeln sich die Jungen zu Spiel und zu Tanz (namentlich zu Mai-, Pfingst- und Kirchweih Tänzen), erholen sich die Alten abends von des Tages Arbeit und Mühen, beraten sich die Mitglieder der Gemeinde und wurde endlich auch Gericht gehalten. Solche Gerichtslinden gibt es noch z. B. bei der Kapelle von Kirnbach bei Zell a. H., unter der im Mittelalter die Gerichtstage des freien Reichstales (Harmersbach) abgehalten wurden; gleich drei solcher Gerichtslinden stehen noch bei dem Dorf Gözingen bei Buchen, die mindestens 450—500 Jahre alt sind; und von der Richtplatz-

¹ Das Adjektiv lind hängt aber etymologisch mit Linde nicht zusammen, sondern mit lentus = biegsam (Kluge).

² Unter der Linde tötet Sigfrid den Drachen, ein Lindenblatt verursacht die verwundbare Stelle auf seinem Rücken, als er sich im Blut des erlegten Drachen badet; unter einer Linde wird er von Hagen am Brunnen (im Walde?) erschlagen. — Ein ständiges Bild bei den mittelalterlichen Dichtern ist der sprudelnde Quell mit der schirmenden Linde. Eine Linde steht vor der Ritterburg auf grünem Ager. Bei den Minnesängern wird nie die Eiche, sehr häufig aber die Linde besungen. J. Bader (Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatland, 1. Reihe, Freiburg 1853, S. 340—344) hat vier Druckseiten von Stellen aus Minneliedern gesammelt, wo Linde und Lindenblatt vorkommen (vgl. auch K. Rudloff, Die Linde in Geschichte und Dichtung, in der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde IX. Bd. 1890, S. 77—92). Die Eiche bekam ihre Bezeichnung als deutscher Baum erst durch die Denis'schen und Klopstock'schen Bardenlieder, also im 18. Jahrhundert. J. Bader a. a. O. S. 41 ff.

³ Von Wilh. Müller 1822 gedichtet, in Musik gesetzt von Schubert.

¹ Mitteilung von Prof. R. Sais hier.

² Schmeil, O., Lehrbuch der Botanik, Leipzig 1910, S. 92.

³ Klein, Ludw., Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden, Heidelberg 1908, S. 305.

⁴ Die Botaniker unterscheiden die großblättrige Sommerlinde (*Tilia grandifolia*) und die Winterlinde (*Tilia parvifolia*).

linde zu Schönau i. W. erzählt uns eine Tafel: „Unter dieser Linde, als auf der Stätte des Hals- und Landgerichts der Talvogtei Schönau wurde das letzte Todesurteil gesprochen und vollstreckt 18. Okt. 1737 im Beisein von Jacq. Beckert, Vogt und Landrichter, Paul Wezel, Siskal oder peinlicher Ankläger, und Sebastian Lais, Fürsprach des armen Sünder.“ So wurde manches Rechtsurteil, manche Urkunde „gegeben unter der Linde“¹. Ich erinnere endlich an die berühmte

Semelinde bei Dortmund, wo die Semgerichte stattfanden: „de vryestol (Freistuhl) op des koniges hove under der linde“ (Thiersch, Die Vehmelinde bei Dortmund. 1849. S. 6ff.).

So ist die Linde wie kein anderer Baum tief im Gemütsleben des deutschen Volkes seit alters verwurzelt und teilt mit ihm Freud und Leid.

Oberlinden als geselliger Mittelpunkt.

Was nun unsere beiden Freiburger Linden betrifft, so besitzen wir die weitaus zahlreicheren Berichte, namentlich aus älterer Zeit, über die obere Linde. Von dieser soll im folgenden die Rede sein.

Die älteste Urkunde, in der dieselbe genannt wird, ist eine Privaturkunde der Familie Snewelin vom 3. Februar (an dem nehesten samstage nach unserer frowen tag der lichtmes) 1291, wo ein Heinrich der Lange ze der oberen linde genannt ist. Daß diese Bezeichnung auch eine untere Linde voraussetzt, ist klar. Beide Plätze mit je einer Linde bestanden also damals, Ende des 13. Jahrhunderts, schon und gehen wohl bis in die ältesten Zeiten der Stadt zurück. Die nächstälteste urkundliche Stelle ist wohl die von H. Schreiber (Geschichte der Stadt Freiburg II 262) erwähnte im Günterstaler Zinsbuch aus dem Jahr 1344, wo „Ein hus unter der oberen linde in dem spitze an St. Antonien“ genannt wird.

J. Bader in seiner Geschichte der Stadt Freiburg (I, 1882, S. 70) erwähnt im Kapitel von der Gründung der Stadt eine alte Nachricht, wonach an der Stelle, wo der südwestliche Ausläufer des Rosskopfes, die alte Burghalde, sich in das Eschholz verlor, eine mächtige Linde als Grenzbaum zwischen dem schwarzwäldischen Vorhügelgelände und der breisgauischen Ebene stand. Auch der große St. Blasianer Abt Martin Gerbert sagt in seiner *Historia Nigrae Silvae* II (1788) p. 21: „Urbs haec [Friburgum] sita est ad collimitia Nigrae Silvae, cuius ibi montes utrinque seu veluti cornua quaedam protendunt. Limitem Nigrae Silvae hodieque in ipsa urbe ad portam Suevicam tilia designat.“ Der Sage nach stand also schon sehr früh, wohl schon vor Gründung der Stadt, in dieser Gegend, in der Nähe des (späteren) Schwabentores eine Linde. Und wir dürfen vielleicht auch hier „auf dem durch den Schloßberg geschützten nördlichen, von Ost nach Nordwest sanft abfallenden Hochufer der Dreisam, vom Fuß des Berges ausgehend, längs dem uralten Menweg und zwischen diesem und der alten Heerstraße die älteste Ansiedlung, die frühesten Anfänge der nachmaligen Stadtanlage suchen“, eine Annahme, welcher, wie Fritz Geiges im „Schauinsland“ XI 50 meint, auch die alten Straßennamen dieses Stadtteils: „zur oberen linde“ und „zur vorderen und zur hinteren wolfshöhle“ entsprechen, weil dies die einzigen Straßennennungen der Altstadt seien, die nicht dem städtischen Leben oder sonst irgendwelcher bürgerlichen Tätigkeit entlehnt sind und also eine solche schon voraussetzen. Ernst Hamm, „Die bauliche Entwicklung von Freiburg i. Br. im Mittelalter“ (in „Denkmalpflege und Heimatschutz“, Jahrgang 1925, Sonderheft Freiburg, S. 1) nimmt an, daß außer der Burg auf dem Schloßberg nicht weit von dieser Stelle



Nach der Zeichnung von Fritz Geiges im „Schauinsland“ 12.

¹ Vielleicht hängt auch der Lindenberg bei St. Peter mit einer Gerichtslinde zusammen; wird doch ganz in der Nähe daselbst das „Hochgericht“ gezeigt, wo die Hinrichtungen mit dem Strang stattfanden. — Auch die Limburg a. Rh. wurde ursprünglich nur Lindenberg geschrieben. Näher und Maurer, Die altbadischen Burgen und Schlösser des Breisgaus, 2. Aufl., Emmendingen 1896, S. 34.

Erwähnt werden mögen noch die Stadt Lindau im Bodensee, die im Wappen einen grünenden Lindendbaum im silbernen Feld hat, Linden, die jetzige Vorstadt von Hannover, Leipzig, die ehemals slavische Lindenstadt, die Straße „unter den Linden“ in Berlin u. a. — Das Lindenblatt wurde wegen seiner Herzform symbolisch verwendet auf Spielfarten, Kleidern, Denkmälern und namentlich im Wappen des Ritters, in dessen Burg sie ebenso prangt wie im Garten des Klosters.

die Oberau als Ministerialensiedlung (suburbium) schon vor der Marktgründung (1120) bestanden habe. — Jedenfalls ließe sich „der hübsche kleine Platz nächst dem Tor, am Einfluß des Stadtbaches, am Teilungspunkt zweier großer Straßen, unmittelbar unter dem Schutz der Burg, die engen Gäßchen in der alten Wolfshöhle, der Abschnitt, der etwa durch den heutigen Theaterplatz [jetzt Augustinerplatz], das Augustinergäßchen, die alte Wambesgasse [jetzt Schusterstraße] und die Münzgasse gebildet wurde, mit der Linde und dem Brunnen als Mittelpunkt . . . recht gut als ein geschlossenes, für sich bestehendes Ganzes vorstellen, und man braucht sich dasselbe nur mit einer Mauer umschlossen denken, so hätten wir ein artiges Städtchen, wie wir sie heute auch nicht viel größer da und dort am Fuß eines alten Schlosses finden“ (Poinignon in der „Geschichtlichen Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg“ I 1891, S. 123).

Jedenfalls war unsere Linde schon sehr früh der gesellige Mittelpunkt der ganzen Umwohnerschaft, unter der und um die sich jung und alt zur Erholung, zu Spiel und zu Tanz vereinigten. „Hier wurden nach getaner Arbeit abends die verschiedenen Neuigkeiten des Tages ausgekrant, welche ein berittener Bote des Magistrats, ein fahrender Spielmann oder wandernder Kleinkrämer in die Stadt gebracht oder gar ein gedrucktes Flugblatt berichtet . . . Während die Alten bei traulichem Gedankenaustausch die Feierstunden genießen oder den seltsamen Weisen eines Fahrenden lauschen, ergötzt sich das tanzfrohe junge Geschlecht bei fröhlichem Reigentanz und anderem minniglichen Spiel . . .“ (Sr. Geiges in „Schauinsland“ V 98/99)¹.

Besonders den Mai begrüßte man in einer Art Frühlingsfeier unter der Linde, bei der der „Mayen“ gesteckt wurde, ein mächtiger Blumenstrauß auf einer hohen Stange, und bei der auch der sog. Hammeltanz vorkam. Ein Paar nach dem andern tanzte um den Baum; an diesem hing an einem Bindfaden ein brennendes Licht. Dasjenige Paar nun, das beim Herabfallen des (abgebrannten) Lichtes gerade darunter durchtanzte, erhielt als Geschenk einen mit roten Bändern und Kränzen reich geschmückten Hammel². Dieser Hammeltanz, heute noch in manchen Gegenden Deutschlands vorkommend, ist uns für Oberlinden noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts bezeugt. Im Jahr 1767 wurde zwar vom Stadtrat am 4. Mai „einhellig“ beschloffen, den Hammeltanz bei Oberlinden für das laufende Jahr einzustellen. Ein Grund dieser Maßnahme wird nicht angegeben. Wahrscheinlich sind es Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten. Aber etliche Jahre später, am 29. April 1782, bat der Bärenwirt Joh. Wehrle den Gemeinderat, am 1. Mai, abends 7 Uhr „nach alter Observanz unter der Linden mit Aussetzung eines Hammels und nachher in seinem Gasthaus tanzen [lassen] zu dürfen“. Dem Gesuch wurde diesmal entsprochen (Deferatur

¹ Auf solche Reigentänze scheinen sich auch die öfters in den Senatsprotokollen der Universität genannten choreae zu beziehen, vor deren Besuch die Studenten öfters wegen Streitigkeiten mit Bürgern der Stadt gewarnt wurden.

² Vgl. v. Eijengrein, Otto, Ältere Volksgebräuche und Feste, Beilage zum Freiburger Adreßkalender 1876. Jacobis Schilderung desselben Brauches in dem Aufsatz über ihn von Sr. Baumgarten, Schauinsland 37 (1910), S. 88.

petito), „jedoch sollen mit allem Fleiß die sich etwa dabei ergeben könnende Unordnungen vermieden werden“. Ob die Wahl des 1. Mai für diesen Tanz (wie Eijengrein a. a. O. zu meinen scheint) mit dem „ungebottene Ding“, d. h. der regelmäßig alle Jahr stattfindenden Versammlung der Freien bei den alten Germanen, wobei Gericht gehalten, Heiraten verabredet und beschlossen und anderweitige Beratungen vorgenommen wurden, zusammenhängt, oder ob es nur allgemein als Begrüßung des Wonnemonats und damit des endgültig eingetretenen Frühlings gelten soll, möchte ich dahingestellt lassen.

Ist die Feier am 1. Mai ein Frühlingsfest, so kann man das Scheibenschlagen in der Nacht vor dem Johannistag (24. Juni) als Begrüßung des Sommers bezeichnen, als Sonnwendfeier. Dieses „Johannisfeuer“ ist uns für die Bewohner von Oberlinden wie für die von Unterlinden bezeugt. Jene häuften ihren Holzstoß auf dem jetzigen Karlsplatz auf, diese vor dem Predigertor, während die Studenten der Universität im Hof der Adlerburse ihr Johannisfeuer anzündeten, darum herumtanzten, tranken und sangen. Ähnlich wird es wohl bei den Lindensbewohnern auch gewesen sein. Im Jahr 1517 zündeten die Studenten ein so großes Feuer an, daß für das benachbarte Haus der Johanniter Feuersgefahr bestand und sich eine große Erregung der Bürger bemächtigte, so daß der Bürgermeister klagend bei der Bursenverwaltung einschritt¹.

Auch der Kirchweihtag wurde unter der Linde mit Gesang und Tanz gefeiert. Näheres wissen wir darüber jedoch nicht. Dagegen sind uns mehrere der einst so beliebten und bei solchen Gelegenheiten an verschiedenen Orten der Stadt gesungenen „Kränzleinlieder“ erhalten. H. Schreiber in seiner Geschichte der Stadt Freiburg II 262—264 hat uns einige überliefert. Der Hergang des ganzen Spieles ist nach ihm folgender. Eine sangeskundige Jungfrau saß im Kreis ihrer Gespielinnen, einen Blumenkranz im Haar. Ihr nahte sich ein gleichfalls im Singen geübter und schlagfertiger Jüngling mit der Bitte:

„Gott grüß euch, hübsche Jungfrau fein,
Möcht euer Rosenkränzlein mein doch sein;
Ach so greift höflich und fein
Mit eurer schneeweißen Hand
Auf euer oberstes Haarband.
So will ich es legen in einen Schrein
Und will es tragen über den Rhein,
Und will es auch sagen zu Ehre,
Daß es von der schönsten Jungfrau wäre.“

Doch bevor er das Kränzlein bekommt, muß der Jüngling zuerst einige Rätsel lösen. Z. B. wird er gefragt:

„Hübscher junger Knab! auf meines Vaters Giebel
Sitzen der Vögelein sieben;
Waß die Vögelein geloben,
Können ihr mir das sagen,
So sollt ihr mein Kränzlein von hinnen tragen.“

¹ Herm. Mayer, Die alten Freiburger Studentenburjen, Freiburg 1926, S. 85—87.

Der Sänger erwidert gewandt:

„Der erst gelobt euer Jugend,
Der ander euer Tugend,
Der dritt eurer süßen uglein Blide,
Der viert eures Gutes,
Der fünft eures Mutes,
Der sechst eures stolzen Leibs,
Der siebt eures reinen Herzens Schreins.
Zart Jungfrau, gebt mir das Kränzlein, es ist an der Zeit;
Oder furba mir versagen
Mit hübschen Worten und daran nicht verzagen.“

Worauf die Jungfrau:

Hübscher junger Knab, können ihr mir gezeigen
Den Stein, den nie ein Glocke Überschall,
Nie ein Hund uberball [d. h. durch Bellen ubertonte],
Nie ein Wind uberwag [uberwehte],
Nie ein Regen ubersprag [uberspritzte];
Könnt ihr mir das gesagen,
So sollt ihr mein Rosenkranzlein von dammen tragen.“

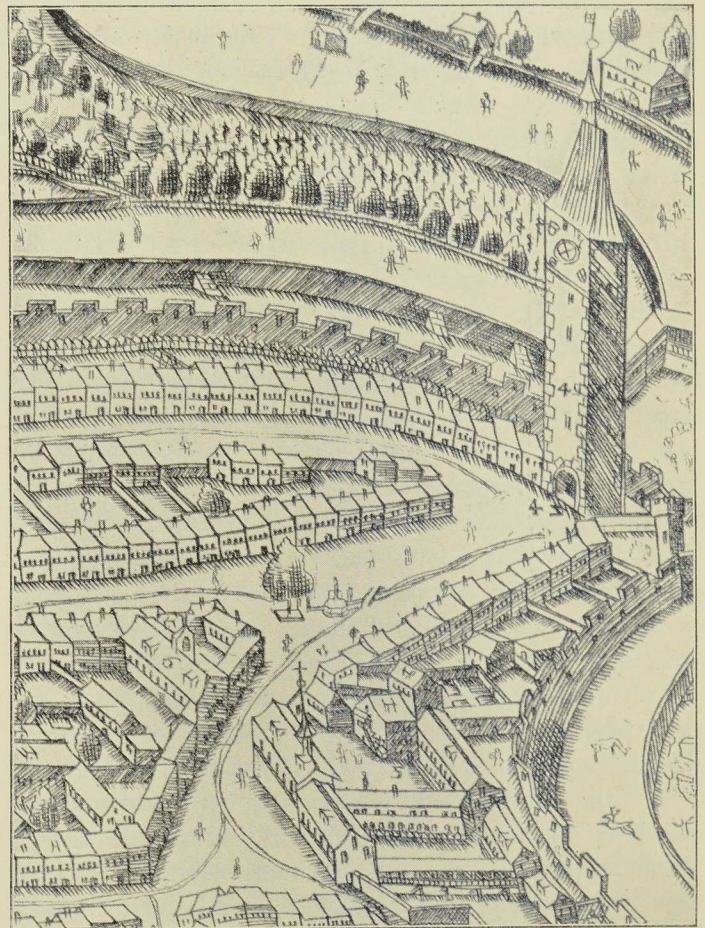
Der Sänger:

Der Stein liegt in helles [der Hölle] Grund,
Den nie eine Glocke Überschall
Zarte Jungfrau, gebet mir das Rosenkranzlein zu dieser
Stund.“

Jahrhundertlang wurden solche und ähnliche Verse unter der Lende gesungen, bis auch hier Mißbräuche sich eingeschlichen zu haben scheinen, die Anstoß erregten. Jedenfalls wurde das Kranzleinsingen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit manchem andern streng verboten. Am 12. Juli 1574 verordnete nämlich der Stadtrat: „Wo einer erwischt wird, der um das Kränzlein singt, [ist er] stracks gefänglich einzuziehen. Und dieweil ein Schlossergesell zwei erschreckliche, unleidliche Fragstuck vor dem Wilden Mann¹, allda er jüngst zum Kränzlein gesungen, solle aufgeben haben, [ist] fleiiglich durch die geheimen Rät Erkundigung einziehen zu lassen.“ Nachschrift: „Der Balierer von Endingen, so die unbescheidenliche unchristliche Frag aufgegeben [hat] und einzogen [worden ist], antwortet: er hätt' solche zuvor in Waldkirch gehört und gemeint, es schade nichts.“²

Ob nun das Kranzleinsingen infolge jenes Verbotes von 1574 ganz verstummte, scheint zweifelhaft. Es bedurfte mindestens noch mehrerer scharfer Vermahnungen in den folgenden Jahren seitens des Stadtrats. Schon zwei Tage darauf, am 14. Juli 1574, ist von zwei Knechten des Schreiners Hans Weingart und des Glasmalers Ulrich Brueder die Rede, „welche jüngst vor dem Wildenmann unerbare und unchristliche fragstuckh, als sie umb das crenzlin gesungen, vernemen haben lassen“. Es wurde vom Stadtrat beschloffen: „In beiden heusern gefenglich [die Knechte] anzunemen, in den haberkasten [offenbar eine Art Untersuchungsgefängnis] legen zu lassen, alsdann weiters der gebur mit inen zu han-

deln. (Item den geiger zu St. Agnesen auch inzuziehen, der solle ouch den jungen bur [= Burschen] hin und wider uff der gassen zu danz machen).“ — Und im darauffolgenden Jahr 1575 wurde am 3. Juni (Freitag nach Corporis Christi) ganz allgemein beschloffen, „die abendtenz und krenzlin=singen uff den gassen und winchlen abzuschaffen, die spiellut oder senger fenglich inzuziehen. Item so sollen auch mermals empfangenen bevelh nach die bettler, huren und huben ob und vor den bruchhen, desgleichen die an den ple . . .“ gestraft werden. Aber noch 1579, also vier Jahre später, mußte (wieder am 3. Juni) „das krenzlin=singen und abenddenz uff den gassen“, „uff dem heuslin [Martthauschen,



Oberlinden auf dem Stadtplan Gregorius Sidingers vom Jahre 1589.

wo öffentliche Verbote verkündigt wurden] verboten und die singer und spielleut, so darüber betreten, ingeseht werden“.

Jedenfalls blieb der Lindenbaum nach wie vor der gewellige Mittelpunkt der ganzen durch ihn gewissermaßen zu einer Einheit verbundenen und als zusammengehörig sich fühlenden Nachbarschaft, die sich noch jahrhundertlang abends um ihn wie eine große Familie versammelte, was H. Schreiber noch 1825 in seinem Büchlein „Freiburg und seine Umgebung“ besonders hervorhebt und rühmt.

Aber auch alle wichtigen Ereignisse, welche die Stadt bewegten, spiegelten sich in Festen um den Oberlindenbaum wider, wie es ja auch heute noch der Fall ist. So wurde 1805 ein Teil der zum Andenken an die heldenmutigen Kämpfe des Freiburger Burgermilitarkorps (1804 wieder neu errichtet) bei Wagenstadt und Tutschfelden im Jahre 1796

¹ Jetzt Bertholdstrae 27, unterhalb des „Freischub“ (Verbreiterung der Straße und Brunnen!). Der jetzige „Wilde Mann“ in der Salzstraße, Ede Augustinerplatz, hieß damals und bis Ende des 18. Jahrhunderts „zum kalten Luft“.

² H. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg II, a. a. O. — Ob aus der Entschuldigung des Baliers zu schließen ist, daß auch in Waldkirch das Kranzleinsingen Sitte war, wage ich nicht zu entscheiden. Es liegt aber nahe, solches anzunehmen.

und zur Anwesenheit des (der modenesischen Herrschaft folgenden) neuen Landesherrn Erzherzogs Ferdinand von Österreich gehaltenen Festlichkeiten in Oberlinden abgehalten. Nach einem von P. Albert im „Schauinsland“ 23 (1896) S. 36—37 abgedruckten Bericht (vgl. Allgemeines Intelligenz- und Wochenblatt für das Land Breisgau und die Ortenau Nr. 56, 13. Juli 1805) zogen nach dem feierlichen Gottesdienst und einer Parade auf dem Münsterplatz das ganze Bürgermilitärkorps, der Stadtmagistrat, mehrere Professoren der Universität, vom ganzen Volke jubelnd begleitet, nach Oberlinden. „Die Bürger dieses Stadtviertels, welche sich von jeher durch einen rühmlichen Gemeingeist auszeichneten und ihre Teilnahme am allgemeinen Bürgerfest durch eine besondere Feierlichkeit bezeugen wollten, hatten nämlich ihre mehrere [?] Hundert Jahre alte, jetzt [7. Juli] in voller Blüte stehende Linde, unter welcher ehemals jährlich ein [nur ein?] Fest gefeiert wurde, mit Blumen geschmückt und den Herrn Professor Jacobi [den bekannten Dichter] um einige Inschriften ersucht, welcher sich auch ein Vergnügen daraus gemacht, diesen ihren Wunsch zu befriedigen.“

„Um die Linde herum war eine Art offener Laube mit vier Eingängen; von der Krone herab hing über jedem Eingang eine grüne Guirlande; die Linde selbst und die Eingänge waren mit Rosenkränzen und anderen Blumen behangen, und die Wände der Laube mit farbigen Bändern umwunden; neben den vier Eingängen waren folgende Inschriften:

1. Seiner Majestät dem Kaiser [Franz II],
unserem gnädigsten Landesfürsten [Erzherzog Ferdinand]
Königl. Hoheit
und dem
wohlhöblichen Stadtmagistrate
geweiht
von den
Bürgern bei Oberlinden
am 7. Juli 1805.

2. Die alte Linde grünt uns jedes Jahr aufs neue,
Und mit ihr grünt und blüht die alte Bürgertreue.
3. Der Linde danken wir den Schatten, den sie gibt,
Und seinen milden Schutz dem Fürsten, der uns liebt.
4. Wie diesen Wipfel wir mit Kränzen froh umwinden,
So soll der Eintracht Hand ans Vaterland uns binden.

Bei der Linde war das ganze Korps aufmarschiert und hatte sich in Ordnung gestellt. Eine Deputation von Oberlindener Bürgern bewillkommnete den Kommandanten, dankte ihm für die erzeigte Ehre und versicherte ihn und das ganze Korps ihrer Ergebenheit und Freundschaft. Dieser Gruß wurde voll Herzlichkeit erwidert. Eine unzählige Volksmenge war Zeuge dieses rührenden Auftritts, dieses sprechenden Beweises wahrer Bürgereintracht. Gegen 11 Uhr zog das Korps unter klingendem Spiel nach Hause . . .“

Als bald darauf (durch den Frieden von Preßburg vom 26. Dezember 1805) der Breisgau an Baden fiel, taten sich bei der Huldigung Freiburgs an das neue (badische) Herrscherhaus am 30. Juni 1806 auch die Oberlindener

wieder hervor. Im Allgemeinen Intelligenz- oder Wochenblatt für das Land Breisgau und die Ortenau vom 5. Juli 1806 ist darüber zu lesen: „Gegen 9 Uhr [abends] vollendeten die Bürger zur obern Linde ihr schönes Zwischenpiel. Schon bey Tag, im Vorbeyfahren, ward der Herr Hofkommissär durch ein von gepußten Mädchen über den Weg gezogenes Band gerne zum Aussteigen und Beschauen der verzierten Linde und ihrer rührenden Innschriften vermocht, die aber bey Nacht erst durch Illumination sich in ihrer vollen Schönheit darstellte und um so mehr wirkte, als die Einigung dieser Bürger zur Linde für manches Edle eine anerkannte Eigenschaft derselben ist.“ Für ihre Unkosten erhielten sie von der Stadt eine Entschädigung.

Fünf Jahre später, im September 1811, besuchte die junge badische Großherzogin, die Adoptivtochter Napoleons, Stephanie, nur wenige Monate nach dem Regierungsantritt ihres Gatten, des Großherzogs Karl (der alte Karl Friedrich war am 10. Juni 1811 gestorben), die ihr ans Herz gewachsene Stadt Freiburg, und wieder waren es die Bewohner von Oberlinden, die ihr eine besondere Huldigung darbrachten. „Treffend war“ — so steht im Freiburger Wochenblatt — „der Einfall der Bewohner Oberlindens, das alte Zähringer Schloß mit seiner herrlichen Linde in Verbindung zu setzen. Mit großer Geschicklichkeit und täuschender Ähnlichkeit stellten sie die Ruinen des alten Turmes auf eine kleine Anhöhe von Steinen, auf deren einem die Worte standen:

Ihr alten Trümmer dürft nicht untergehen,
Und du, o Linde, mußt noch lange schattenreich
Voll jugendlicher Blüte stehn,
Um Fürstentinder hier zu sehn,
Den Helden jener Burg an Mut und Güte gleich.“

Es sind wieder Verse des Hofrats Jacobi, der in jener Zeit der Gelegenheitsdichter der Stadt war und um so lieber den Oberlindenern in solchen Fällen beisprang, als er selbst bekanntlich nicht weit von der oberen Linde, in dem heutigen Schwarzwälder Hof, Herrenstr. 43 (Ecke Schusterstraße), wohnte. In der Zeitschrift „Iris“ schildert er selbst¹ am 8. August 1808 die Lage dieser seiner Wohnung, wobei er besonders hervorhebt (neben dem herrlichen Blick auf den oberen Teil der Münsterpyramide, den er von seinen Zimmern aus ständig genieße), in der Nähe sei ein wegen des nahen Stadttors immer belebter Platz, Oberlinden genannt „von einer schönen hohen Linde, welche seit mehr als 60 [nur?] Jahren daselbst grünt und einen neben ihr rauschenden Brunnen in Schutz nimmt. Sie wurde einer abgelebten ehrwürdigen Linde zur Nachfolgerin gegeben, die bereits im 16. Jahrhundert [und schon früher] als Vereinigungspunkt für die um sie her wohnenden Bürger Zeuge von ihren frohen Unterhaltungen, ihren ernstern Beratenschlagungen und öffentlichen Spielen gewesen war.“ Und dann beschreibt er besonders den schon oben genannten Hammeltanz als Frühlingsfeier.

Jacobi schließt diese Schilderung mit einer beherzigenswerten Mahnung und einem Ausdruck des Bedauerns: „Die hiesigen Einwohner hätten ihr artiges Lindenfest nicht sollen

¹ Abgedruckt von Sr. Baumgarten a. a. O.

eingehen lassen; denn jedes anständige Volksvergnügen, zumal wenn es ein altes Herkommen ist, erhält den Patriotismus, weil es an Heimat und väterliche Bräuche bindet; zugleich versöhnt es manchen geheimen Groll und bewahrt den Bürger, dem es seinen Stand, sein Gewerbe und seine einfachen Sitten lieb macht, vor einer übel verstandenen Verfeinerung und vor dem Unglück, daß er höher hinauf, daß er mehr als Bürger sein will. Soviel ist gewiß, daß die erwähnte Linde wohlthätig gewirkt hat und noch wirkt, indem die Oberlindener bis auf den heutigen Tag durch Eintracht und Gemeingeist sich auszeichnen.“

Oberlinden in schweren Zeiten.

Verlassen wir nun die mehr gesellschaftliche Bedeutung von Oberlinden. Der Ort war auch in anderer Hinsicht ein Mittelpunkt. Zwar hat sich die obere Linde als Gerichtsort bis jetzt nicht direkt nachweisen lassen, ebensowenig wie die untere Linde, wenn auch im allgemeinen, wie schon erwähnt, gerade Plätze mit Linden im Mittelalter beliebte Gerichtsorte waren. Als z. B. 1368 die Stadt Freiburg Gerichtsherrin in der Wiehre wurde, ließ sie die bisherigen Einrichtungen in der Rechtspflege daselbst bestehen, und das Malefizgericht fand regelmäßig unter freiem Himmel an offener Straße und auf freiem Platz statt, auf dem sich eine Linde befand¹. Ausgeschlossen wäre es also durchaus nicht, daß auch unter den Linden der Stadt selbst ein Gericht gehalten wurde.

Um so mehr dürfen wir annehmen, daß Beratungen und Besprechungen ernster Art unter der Linde stattfanden. Und wahrlich, der ernsten Zeitläufte gab es genug, gerade auch für die Bewohner von Oberlinden, die so unmittelbar unter der Burg auf dem Schloßberg angesiedelt waren. In den langwierigen Kämpfen der Bürgerschaft gegen die Grafen von Freiburg wurde im Mai 1366 von Oberlinden aus deren Burg auf dem Schloßberg beschossen und schließlich zerstört (worauf dann 1368 der Anschluß Freiburgs an Österreich erfolgte). Gleichzeitig geschah dies vom Münsterplatz und vom späteren Karlsplatz aus².

Besonders viel zu leiden hatte Oberlinden während der letzten der zahlreichen Belagerungen von Freiburg im Jahre 1744. Erfolgte doch bei dieser Belagerung, der auch der französische König Ludwig XV. auf dem Loretoberg bewohnte, der Hauptangriff der Feinde von Süden aus, wobei das französische Feuer hauptsächlich auf die Bastionen „Kaiser“ und „St. Peter“ (zwischen Martins- und Schwabentor) gerichtet war, von denen die letztere unmittelbar bei dem Schwabentor lag (die andere weiter westlich in der Gegend des heutigen Amtsgefängnisses). Vom 12. Oktober jenes Jahres berichtet der Amtschreiber³: „Abends 7 Uhr ist durch

eine Bombe, welche ich fliegen gesehen, fast die ganze Oberlinde in Brand geraten. Es hat (besonders in der Wolfshöhle von der Schmiede abwärts) fünfzehn Firste gekostet. Und sofern Herr Schultheiß Egg nicht so kontinuierlich bei dem Feuer gestanden wäre, und nicht mit Abdeckung etlicher Häuser treffliche Anstalt gemacht hätte, hätte die Flamme noch weiter um sich gefressen . . . In einer Stunde sind gegen 30 Bomben auf dieses Feuer gespielt worden.“ — Nun hatten die Franzosen, um die Bedrängnis der Stadt noch größer zu machen, ihr auch noch die Brunnenleitung abgegraben. Man mußte daher die sonst gedeckten Ziehbrunnen in den einzelnen Straßen öffnen. Da traf es sich, daß (zwischen dem 26. und 31. Okt.) eine Haubitze in den geöffneten Ziehbrunnen bei Oberlinden fiel und in dem Augenblick zerprang, als ein Schmiedeknecht (offenbar von der seit alters beim Schwabentor befindlichen Schmiede) hinzutrat, um Wasser zu schöpfen — glücklicherweise ohne ihm weiteren Schaden zuzufügen, als daß er über und über mit Wasser begossen wurde. Der Berichtstatter meint humorvoll, diesmal dürste auch ein großer Durst durch Feuer gelöscht worden sein¹.

So haben also, wie aus diesen wenigen uns überlieferten Sätzen hervorgeht, die Bewohner von Oberlinden genug auch des Leides gekostet, das über unsere Stadt so oft hereinbrach, aber immer auch in solchen Fällen treu und einträchtig zusammengestanden.

Oberlinden als wirtschaftliche Einheit.

Dasselbe taten sie aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Und gerade hier treten wieder die Oberlindener als geschlossene Einheit auf.

Es ist klar, daß in dem lebhaften Handel des alten Freiburg Oberlinden eine hervorragende Rolle gespielt hat. Lag es doch unmittelbar am Schwabentor, durch welches alle Waren, die vom Schwarzwald und aus dem Schwabenland kamen, hereinmußten. Und daß gerade dieser Handel und Verkehr von Osten her nicht gering war, darauf deutet doch wohl auch die bekannte Sage von dem schwäbischen Bäuerlein, das das Städtle kaufen wollte (die Darstellung dieser Sage ist erst kürzlich an der Innenseite des Schwabentors erneuert worden²). Es geht aber die große Bedeutung dieses Handels namentlich aus einer interessanten zollpolitischen Maßregel hervor, die uns nur für Oberlinden und für keinen andern Stadtteil bezeugt ist.

Die bedeutendste Einnahmequelle der damaligen Stadtkasse waren ohne Zweifel die Zölle, das Zollregal, d. h. das Recht, solche Zölle zu erheben, eines der vornehmsten Rechte der Stadt³. Um eine bessere Kontrolle der Zölle zu ermöglichen, sowie auch um den die Stadt passierenden Kaufmannsgütern bei schlechter Witterung eine Unterkunft zu

¹ H. Schreiber a. a. O. S. 311.

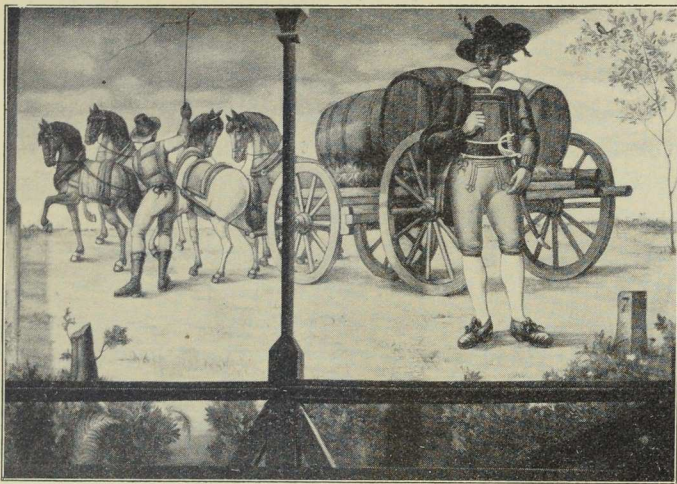
² Vgl. Fr. Hefele, Das Schwabenbild am Freiburger Schwabentor (Freiburger Tagespost 1929, Nr. 153 u. 155).

³ Darüber und zu dem ganzen folgenden Abschnitt vgl. Karl Vogel, Geschichte des Zollwesens der Stadt Freiburg i. Br. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Berlin und Leipzig 1911. Ad. Birkenmeier, Das Freiburger Kaufhaus im Mittelalter bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts, in der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtsfunde, 27. Bd. (1911), S. 135—164.

¹ So noch 1479 „an offener Straß in der Würe nach bi der Linden“. J. Willmann, Die Strafgerichtsverfassung . . . der Stadt Freiburg i. Br. . . . in der Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtsfunde von Freiburg, 33. Bd. (1917), S. 76.

² Poinignon in der Geschichtlichen Ortsbeschreibung von Freiburg I 124.

³ H. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg IV 300. Poinignon a. a. O.



Das heutige Schwabenbild am Schwabentor.
(Nach Lichtbild des Städt. Hochbauamts.)

gewähren, überhaupt um den ganzen Handel zu konzentrieren, wurde — etwa um die Zeit des Übergangs der Stadt an die Habsburger (1368; urkundlich zum erstenmal bezeugt 1378¹) — das Kaufhaus erbaut. „Bei Ankunft der Zollpflichtigen besichtigte der Zoller auf der Brücke das Gut. War es ihm zollpflichtig, so mußte er den Zoll sofort angesichts des Pflichtigen in die Büchse werfen. War es sog. Kaufmannschatz, so sollte er ihn ins Kaufhaus weisen. Es scheint, daß er dem mit derartigen Waren das Tor Passierenden den Eid oder das Gelöbniß abnahm, die Waren zum Wägen oder Besichtigen ins Kaufhaus . . . zu führen.“ Manche Waren scheinen aber auch im Kaufhaus und unter den Toren einen Zoll haben zahlen müssen. „Zur Ausfuhr bekam man für alles im Kaufhaus schon Verzollte ein sog. Wortzeichen (worzeichen, warzeichen) zur Kontrolle für den Zöllner. . . .“

Der Eid auf den Zoll war so wichtig, daß er in den Bürgereid, den die Zünfte jährlich den Amtsherren im Kaufhaus zu leisten hatten, aufgenommen wurde. Jede Zunft hatte auch eine Zolltafel, auf der die zollpflichtigen Waren aufgezeichnet waren. Trotzdem suchte man auch damals schon den Zoll auf diesem oder jenem Weg zu umgehen, was der Verwaltung des Kaufhauses viel Mühe und Arbeit machte. Die Wirte, denen es anfangs gestattet worden war, die Waren der bei ihnen Einkehrenden in ihren Herbergen unterzustellen, mußten später statt dessen die Fremden mit ihren Waren alsbald nach der Ankunft ins Kaufhaus weisen oder mindestens dorthin Anzeige erstatten. Ebendasselbe mußten auch die Handwerksleute tun.

Zur strengen Durchführung nun dieses Kaufhauszwanges ließ man die Wirte und Handwerksleute in Oberlinden, wo von jeher viele Fuhrleute einzufahren pflegten, einen besonderen Eid leisten, in welchem mit der Zeit noch eine ganze Reihe anderer Punkte aufgenommen wurde. Dieser Eid der Oberlindener war einer der vielen, welche die Kaufhausverwaltung den Beamten und Bürgern der Stadt abzunehmen hatte. Es enthält das Eidbuch im Kaufhaus nicht weniger als 37 solcher Eide, die dort von

den reißigen Knechten, den Wachtmeistern, Münsterwächtern, Wächtern auf den Türmen, Zollern, Unterkäufern, Fleischwägern, Kornwägern, Kornmessern, Geschirrwächtern, Wirten, Köchen u. a. beschworen werden mußten. Der Eid, alljährlich zu beschwören, findet sich in drei Fassungen vor, aus drei verschiedenen Zeiten. Die erste, ohne Jahreszahl, dürfte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammen. Es ist anzunehmen, daß sie eine Kodifizierung oder schriftliche Festlegung eines schon länger bestehenden Zustandes darstellt, daß mit andern Worten der Eid schon im 15. Jahrhundert, ja vielleicht noch früher schon geleistet wurde, und die „Ordnung“ tatsächlich schon bestanden hat, aber nicht schriftlich fixiert war.

Die beiden andern Fassungen sind datiert und stammen aus den Jahren 1549 und 1595, also aus der Mitte und dem Ende des 16. Jahrhunderts, in dessen Anfang das Kaufhaus selbst seine neue (heutige) Gestalt bekam. Aus der Fassung des Jahres 1595 erfahren wir, daß der Eid alljährlich am Sonntag vor oder nach Petri Kettenfeier (1. August) von den Oberlindenern auf dem Kaufhaus selbst zu leisten war und sie geloben mußten, die Ordnung das Jahr hindurch getreulich zu halten.

Dieser Eid oder diese „Ordnung“ ist deswegen interessant, weil sie uns ein anschauliches Bild vom Zusammenleben der Bürger in Oberlinden auch in dieser Hinsicht geben. Es ist ja wohl anzunehmen, daß auch andere



Blick von Oberlinden auf das alte Schwabentor. Rechts der „Bären“.
(Nach Lichtbild in den Städt. Sammlungen.)

¹ St. Hefele, Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses, Schauinsland, 51.—53. Jahrgang (1926) S. 1 ff.

Quartiere und Teile der Stadt ähnlichen Zusammenhalt hatten, aber nirgends tritt er so lebendig in die Erscheinung als gerade hier, wie denn überhaupt „Oberlinden“ ein ständiges Stichwort in den Registern der Ratsprotokolle ist, auch in denjenigen Bänden und Jahrgängen, wo dann im Inhalt selbst nichts davon vorkommt! Es hängt dieses auffallende Hervortreten des Oberlindener Stadtteils ja wohl zusammen mit dem schon erwähnten ganz besonders regen Verkehr, der durch das Schwabentor aus dem Schwarzwald und dem Schwabenland die Wagensteig herab hereinflutete, und von dem früher bis zur Eröffnung der Höllentalbahn (1887) die vielen Wagen der einzelnen „Boten“, die vor dem „Bären“ und in ganz Oberlinden jeden Samstag standen, einen Begriff gaben. Daß gerade hier schon sehr früh ein so bedeutendes Gasthaus stand, hängt ja auch damit zusammen. Ist doch das Wirtshaus „zum roten Bären“ zwar nicht das älteste Deutschlands, aber sicher doch schon für das Jahr 1390 (also bald nach der Errichtung des Kaufhauses) bezeugt. (1403 kommt ein Hermann Riedlinger als Wirt zum roten Bären vor.) Dieser rege Verkehr brachte es dann mit sich, daß gerade hier innerhalb des Tores viele Wirte und auch Handwerksleute, offenbar zahlreicher als in anderen Teilen der Stadt, sich niederließen, wie denn auch die Schmiede gleich innerhalb des Tores sehr alt war. Damit also unter diesen keine Streitigkeiten und der Stadt kein Abtrag am Zoll u. a. entstanden, wurde eine besondere „Ordnung“ im Zusammenhang mit dem genannten Eid aufgestellt, die auch ihrerseits gerade das Gefühl der Zusammengehörigkeit verstärkte, ist doch oft geradezu von einer „Gesellschaft“ der Oberlindener auch in diesem Zusammenhang die Rede.

Die Hauptpunkte nun, welche „die handwercksleuth, spa(n)ner, wirt und andere, so zuo Oberlinden gesessen“ alljährlich beschwören, sind folgende.

In der jüngsten Fassung, von 1595¹, wird einleitend von der guten, freundlichen und friedlichen Gesellschaft gesprochen, die sie „uff der linden von altershero gehapt“ und wie sie auch mit allen allhier durchreisenden Gästen bescheiden und freundlich verkehren und „menniglichen gutten bescheid geben, auch jedem umb sein gelt redliche und fuerderliche wehrschafft [d. h. gute Arbeit und Ware] machen“.

Übereinstimmend und fast wörtlich gleichlautend wird aber dann beschworen und versprochen, „daß kheiner weder für sich selbs noch durch sein weib, kindt, knecht, mäd, verwandten oder andern dem andern seine kunden abstellen [= wegfangen], abbitten [etwa = unterbieten] noch durch einigerlei anschiß [etwa = Kniffe] weder vor noch under dem Tor durch die spätknecht [eine Art Dienstmänner] ouch selbs nit in die wirtshüser oder ställ nachgange, inen weder in- noch usspanne, siner arbeit hilf oder förderung erzeige, sondern ein jeder sol in seinem hus warten; welchen dann ein gast [= Fremder] beschickt oder beruft, der mag sin arbeit oder fleiß fürkeren, als sich heißcht [= zeigen, wie es sich gehört oder erforderlich ist]“. Es soll also keiner der Bewohner von Oberlinden dem andern Kun-

den oder Gäste, wie sie so zahlreich zum Schwabentor herein kommen, abfangen und so jeder auch nur entfernt als unlauter oder unfreundlich anzusehender Wettbewerb von vornherein wie unter Freunden und Angehörigen derselben „Gesellschaft“ vermieden werden.

Auf Erzielung derselben Solidarität lief folgende Bestimmung hinaus. Komme zu einem Handwerker einer, der zuvor bei einem andern gewesen und denselben nicht bezahlt habe, so solle der andere Meister einen solchen — vorausgesetzt natürlich, daß er das Vorausgegangene weiß — nicht annehmen und ihm nichts mehr arbeiten, „er habe denn den ehernen [den früheren Handwerker] entricht und bezahlt“.

Die Wirte sollen ferner jeden Gast „lassen gon, wo im gelegen und füglich ist“, und fragt ein Gast nach einem Schmied, Sattler, Wagner uff, so soll der Wirt „im nit sonderanzeig uff einen für [vor] den andern geben“ (oder „nicht mit sonderanzeig einen für den andern ime fürschlagen oder angeben“; Fassung von 1595), d. h. einen vor dem andern besonders nennen und empfehlen.

Wenn ein Handwerksmann „einem gast gedient“, d. h. für einen etwas gearbeitet hat, so soll er seinen Lohn von ihm fordern, „doch solle er ine ob dem disch in dem wirtshus unbekümmert [unbehelligt] lassen“, es sei denn, „daß ein gast nach ime schickte, oder einer nit wisse anders von ime bezahlt zu werden“.

„Sye sollen auch keinem gast sine vaß anstecken noch win vordern, ein gast wolle denn einem gern win geben uff eigner bewegniß.“

Einer der wichtigsten Punkte ist folgender: „Alle würrth, handwercksleut und andere zu oberlinden sollen alle jar schweren, weder salt, stahel, eyßen, barchet noch wullin tücher, ouch kein ander gattung von gästen noch furlüten zu kaufen noch an schulden zenemen [d. h. an Zahlungsstatt annehmen] noch hinter sich setzen, stellen noch legen [in ihre Häuser bringen und unterstellen] lassen, sondern alles ins koufhus fürdern, damit dieselb gattung wol verkouft oder an schulden geben und genomen würdt, ordenlich verzollt werde ohne allen trug und gefahr.“ Alle die genannten Waren, dazu Blei, Zinn, Kupfer, Heringe, Bücklinge, Fleisch, Unschlitt, Speck, waren fronwag oder kaufhauspflichtig, gehörten zum „Kaufhausschatz“ und mußten im Kaufhaus gewogen und verzollt werden (Vogel a. a. O. S. 94). Ganz besonders wird wegen des Salzes an die Wirte, Handwerksleute und Spanner die Mahnung gerichtet, die Fuhrleute ernstlich zu verwarnen, daß sie alles Salz, so allhier durchgeführt, ordentlich verzollen und als Beweis dafür den Zollern das „Warzeichen“, d. h. die Kontrollmarke bringen. Denn vorher würden die Wagen nicht fortgelassen werden, und wenn Betrügerei unterlaufe, sollen die Waren (der Stadt bzw. dem Kaufhaus) verfallen sein.

Mit dem Salz, das im damaligen Handel eine ganz andere Rolle spielte als heute, hatte es seine ganz besondere Bedeutung, und wir begreifen, daß es gerade von Oberlinden aus eine besondere Salzgasse gibt. Schon im Jahre 1490 hatte (nach Ad. Birkenmeier in der Breisgauer Chronik 1912 Nr. 4 S. 14) die Stadt das Monopol für den Verkauf von Salz und Eisen (letzteres nur für kürzere Zeit; daher findet sich in der Fassung des Eides von 1595 nur noch Salz, nicht

¹ Ordnung zun Oberlinden, der gastung halb (d. h. die Behandlung der Fremden betreffend).

mehr Eisen genannt) für sich beansprucht. Für den Salzverkauf wurde ein besonderer Teil des Kaufhauses eingerichtet, der dann auch Salzhaus hieß. Darauf bezieht sich nun folgender Eid, den die „specknechte“ zu den Heiligen schwören: „kein Salz (noch ysen, 1490) für die statt [d. h. wohl nach außerhalb vor die Stadt] zu verkaufen, ein rhat wölle denn das nit behalten.“ Auch sollen „die specknechte die gest nit zu den handwerksleuten weysen, viel weniger von yhemanden miet noch fürderniß [Lohn oder Vorteile] empfaßen“, um welche sie dann dem einen Handwerksmann oder Wirt mehr Gäste (Fremde) zuführten als dem andern. Also wiederum alles brüderlich teilen, keinen bevorzugen, keinen benachteiligen gegenüber dem andern!

Serner sollen ebendieselben „den gesten by den grempern [Viktualienhändlern] nit habern kouffen noch in die herberg bringen“, offenbar auch, um jedem die Wahl des „grempers“ zu überlassen.

Die Ordnung von 1549 fügt noch hinzu: „Item es sol auch kheiner zu Oberlinden keinem gast seine roß bei einem einstellen lassen, es seye dan ein würrh.“

Man wollte und sollte also jedem Stand die ihm zukommenden Rechte wahren und so Gerechtigkeit üben.

Derjenige, der „obgesetzter stüchhen eins übertritt, der ist von einem yedlichen, so oft es beschiebt, ze stroffen und büßen zehñ schillinge“. Nach der Ordnung von 1549 ist die Strafe zur Hälfte dem Rat, zur andern Hälfte der Gesellschaft zu bezahlen, nach derjenigen von 1595 nur noch dem Rat. Diejenigen, die sich zu zahlen weigern, sollen 1549 dem Rat, 1595 aber den „heimlichen Räten“, d. h. einer Art von Inquisitionsbeamten der Stadt angezeigt werden, die überhaupt für die Ausführung solcher Verordnungen zu sorgen hatten.

Stimmen nun, abgesehen von solchen Einzelheiten wie die oben genannten, die drei uns erhaltenen „Ordnungen“ oft fast wörtlich überein, so weist die jüngste von 1595 doch eine bedeutende und in sozialer Hinsicht wichtige Erweiterung auf, die sich hauptsächlich auf die Sonntagsruhe bezieht.

Obwohl, so heißt es da, der Rat ein ernstliches Gebot, die Sonn- und Feiertage zu halten, schon „geben“ habe, so „ist doch auff ir der Oberlinder ernstlich ersuchen bewylligt und zugelassen, daß sy die meister sampt irem gsinde auch specknecht am sambstag und feyrabend, wenn khein gastwerckh [d. h. Arbeit für die Fremden] vorhanden, gleich nach dem salve nit mehr werckhen und dann alle sonntag und gepotten feyrtag durchus feyern sollen“. Wäre dagegen noch „gastwerckh“ vorhanden, so sollte zwar am Samstag oder Feiertag die Nacht hindurch gearbeitet werden, „doch darüber lenger nit, denn biß man am sonntag oder feyertag zuo bett [zum Gebet] leutet . . .“ Alsdann sollten alle feiern und in die Kirche gehen, und nicht arbeiten bis mittags 12 Uhr oder mindestens bis das Hochamt im Münster gänzlich aus ist. Eine Ausnahme darf nur dann gemacht werden, wenn ein „sichtbarlicher und kündlicher schad, so nit beith [d. h. Zögern, Hinhalten, Aufschieben] haben möchte“ durch Unterlassung der Arbeit entstehen könnte, „sonsten gar nit“.

Das Genannte galt für die einfachen Sonn- und Feiertage. Nun sind aber besonders noch folgende zwölf Hauptfeste genannt, nämlich die vier Hochfeste Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, Weihnachten, ferner Dreikönig, Mariä Lichtmeß und Verkündigung, Christi Himmelfahrt, Dreifaltigkeit, Fronleichnam, Mariä Himmelfahrt und „Zwölf Boten“, d. h. Zwölfpapsttag (15. Juli, auch Zwölfherrentag genannt). An diesen zwölf Tagen soll „morgens von betzeit an den ganzen tag bis nach dem salve“ gefeiert und „gar keine gast- oder andere werckh“ verrichtet werden, „alles bey straff einer marckh sylbers“ (etwa 17 RM. heutiger Währung), „so dem übertretter ohne gnad unnachlässlich abgenommen“. Ein Drittel dieser Strafgeldsumme sollte der Gesellschaft verabsolgt werden, offenbar, damit diese um so mehr Interesse daran habe, streng auf die Durchführung des Verbotes zu schauen.

Wie schon oben erwähnt, wurden diese Verordnungen wegen Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung auf Veranlassung der Oberlindener selbst in den Kaufhaus Eid aufgenommen. So erfahren wir aus den Ratsprotokollen, daß dieselben schon am 2. Juni 1578, während sie im übrigen einiges gemildert wünschten, ernstlich auf ein solches Verbot der Sonntagsarbeit drangen und es am 4. Juni d. J. sowie später am 20. Juli 1594 auch erreichten, daß fast mit denselben Worten wie im obengenannten Eid von 1595 ihnen solches bewilligt wurde, mit der Zusage, es solle dieses Sonntagsarbeitsverbot „im kouffhüs angehenkt“ sowie „in ein buchlin oder rottel“ ihnen zugestellt werden. 1595 kam es dann, wie schon gesagt, als Erweiterung in die „Ordnung“ bzw. den Eid selbst als Bestandteil desselben.

Die Oberlindener sollten sich aber nicht damit begnügen, selbst alle die genannten Punkte zu beschwören, sondern auch „bei irem aydt schuldig sin, einander unnachlässlich zu rügen und die übertretter dem obmann und den achtebarn anzuzeigen“. Diese „Achtebaren“ waren ein Ausschuß von acht Leuten, wie er sich auch bei den Zünften findet, und wahrscheinlich¹ von der „Gesellschaft in Oberlinden“ selbst gewählt. Diese sollten dann alle, die gerügt worden oder von denen sie selbst erfahren hatten, daß sie gegen die „Ordnung“ gehandelt, vor den „Pott“ fordern, d. h. vor eine Art von Gerichtsversammlung. Dort sollte ihnen die Strafe auferlegt und das Strafgeld abgenommen werden. Dieses wurde in eine Büchse gelegt, die ihnen aus dem Kaufhaus gegeben wurde. Die Namen der Gestraften wurden in ein besonderes Register aufgeschrieben, das am Ende des Jahres den Amtsherrn (Vorstände des Kaufhauses und der Finanzverwaltung) samt der Büchse vorgelegt wurde. Das Strafgeld, der Inhalt der Büchse, wurde dann „vor St. Johannistag“, wie in der Ratsitzung vom 28. Juli 1595 bestimmt wurde, derart geteilt, daß die Hälfte der kleinen und ein Drittel der großen Strafen der Gesellschaft der Oberlindener verabsolgt wurde, während der Rest offenbar der Stadt zufiel. (Im Ratsprotokoll vom 28. Juli 1595 ist näher unterschieden die Zehnschillingsstrafe als die kleine, und die Strafe von 1 Mark Silbers als die große.) Wer ungehorsam

¹ So nach der Annahme Ad. Birkenmeyers „Ordnung und Eid der Oberlindener im 16. Jahrhundert“ in der Breisgauer Chronik (Beilage zum Freiburger Boten), 4. Jahrgang (1912), S. 14.

war und sich der Strafe widersetzte, wurde dem Rat angezeigt und mit doppelter Geldstrafe oder mit dem „thurn“, d. h. mit Gefängnis belegt.

Auch im 17. Jahrhundert, so am 18. November 1652 und am 29. Januar 1655, also wenige Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg, wurde die Ordnung der Oberlindener aufs neue vorgelesen und der Eid darauf geleistet. Später dagegen begegnet uns, soviel ich sehe, nichts mehr davon.

Jedenfalls zeugt das Gesagte zunächst von der großen Bedeutung der Gegend um Oberlinden in bezug auf Handel und Verkehr, sodann aber, da immer wieder von einer „Gesellschaft“ die Rede ist, von einträchtigem Zusammenschluß und harmonischem Zusammenwirken der Bewohnerschaft auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Und daß den Oberlindenern in ihrer Gesamtheit daran gelegen war, die „Ordnung“ zu beachten, zeigen Fälle wie der vom 29. Juli 1566, wo der Obristmeister dem Stadtrat zur Anzeige bringt, daß die Oberlindener, die tags zuvor (Sonntag vor Petri Kettenfeier) wieder den Schwur abgelegt, sich beschwerten, „ob sie [d. h. die Gesamtheit] gleichwohl gute Ordnung haben, daß doch darob nit gehalten werde [von einzelnen]; vermeinten, es solle ein straff darauf gesetzt werden, halb ein rat und halb den oberlindern [zu zalen]“. Und es wird dann auch ein Mann aus der Wolfshöhle genannt, der gegen die Ordnung verstoßen hatte und deswegen als strafwürdig bezeichnet wird.

Von Unterlinden ist mir nur ein Fall ähnlicher Art bekannt, und zwar auffallenderweise aus recht später Zeit. Am 24. Juli 1677 wird im Stadtrat beschlossen: „bis Sonntag sollen im Kaufhaus die 3e Unterlinden und die Sürfnacht nach der Predigt schweren, sampt denen von Bezenhausen.“ Schon das letztere, das Zusammenschwören mit denen von Bezenhausen, beweist wohl, daß es sich nicht um eine so streng geschlossene „Gesellschaft“ hier gehandelt hat, wenn auch sonst der Inhalt des Eides — von dem wir nichts Näheres erfahren — ähnlich gewesen sein mag.

Freilich wurde die genannte „Ordnung“ den Bewohnern von Oberlinden auch manchmal lästig, und sie suchten wenigstens mildere Bestimmungen zu erlangen. Aber alle Versuche, die auf eine Lockerung der Ordnung hinausliefen, wurden vom Stadtrat „rundt abgeschlagen“, so am 3. August 1607.

Auffallend ist, daß nur wenige Jahre nach jener Einfügung des Verbots der Sonntagsarbeit, das doch die Oberlindener selbst dringend verlangt hatten, gerade hierin gesündigt wurde. Am 21. Juli 1599 nämlich beklagten sich die Amtsherren bitterlich beim Stadtrat, daß „zu Oberlinden der Ordnung gar nit gelebt und nach[ge]fkommen“, namentlich durch „Werken“ an Sonn- und Feiertagen dagegen gehandelt werde. Der Stadtrat „erkannte“ damals: „diewylen die nachbarschaft uff iren [offenbar der „Gesellschaft“] jetzigen obmann Michael Buchhysen¹ nit vil gebe“, solle er seines Amtes „uff ein ab[b]itten“ enthoben und ihm in Hans Ruff ein strammerer Nachfolger, auf den die Nachbarschaft mehr höre, gesetzt werden.

¹ Ein Adam Buchheyß, Hufschmied, ist 1627, ein Michael Buchhysen, Hufschmied, 1642 Besitzer des Hauses zum grünen Werd, Oberlinden Nr. 1 (jetzt Schirmfabrik Wagner). Geschichtliche Ortsbeschreibung II 209.

Aber auf die Dauer scheint auch dieser Wechsel des Obmanns nichts genützt zu haben. So kamen am 4. Juli 1612 neue Klagen über Überschreitung der Ordnung durch Oberlindener und Ungehorsam gegenüber dem Obmann an den Stadtrat. Es wurde von diesem nun gedroht, in Zukunft jeden mit drei Schillingen zu bestrafen, der das Gebot des Obmanns nicht beachte.

Auch sonst kam bei dem großen Verkehr in Oberlinden mancherlei vor, was zu lebhafter Klage Anlaß gab. Am 24. Oktober 1578 wurde im Stadtrat die traurige Tatsache festgestellt, daß schon zum drittenmal in kurzer Zeit die Butter vom Wagen eines Bäuerleins gestohlen worden sei, und den Oberlindenern anbefohlen, Wachen aufzustellen, damit solches nicht mehr vorkomme. Und am 24. November 1593 wurde verordnet, daß zu Oberlinden „alle nacht von der scharwacht, die umb so vil gesterckt [werden solle], zwei vor mitt[er]nacht und zwei nach mittnacht die weinwagen zu verwachen“ hätten. In den ersten Dezembertagen 1614 kam aber schon wieder ein Diebstahl zur Anzeige: „abermahlen“ war ein „bottler“, d. h. ein kleines Weinsäß, in Oberlinden gestohlen worden, worauf der Rat am 5. Dezember zwar aufforderte, acht auf die Täter zu geben, anderseits aber auch die Fuhrleute warnte, „dergleichen kleine fäßlin nit mehr liegen zu lassen“.

Nun war kurz zuvor, wie der Obristmeister beim Stadtrat meldete, einem Fuhrmann zu Oberlinden ein Saß zer schlagen, der Boden „in zwei stuch geboret“ und auch zwei Stück Barchet vom Wagen genommen worden, wofür er „einen abtrag“, also Schadenersatz verlangte. Diese Anzeige war aber insofern recht unworchtig, weil es sich herausstellte, daß der betreffende Fuhrmann gegen das oben genannte Zollgesetz verstoßen hatte, weshalb der Stadtrat am 2. Mai erkannte: weil er solche Waren nicht in das Kaufhaus geführt und dort verzollt habe, solle er [mit seiner Klage auf Schadenersatz] abgewiesen und von ihm der Zoll gefordert werden. Die Anzeige war also zum Verräter geworden!

Die „Gesellschaft zu Oberlinden“ galt übrigens als eine juristische Persönlichkeit. Dies geht aus dem im Stadtarchiv (unter Akten, Erbschaften) erhaltenen Testament der Katharine Hallerin, Witwe des Weinziehers Hans Ströl, vom 7. Mai 1608 hervor. Dasselbe bestimmt (nach Abzug gewisser Legate) mangels anderer Erben „zu ihrem wahren testamentarischen erben ein lobliche gesellschaft zur oberlinden“, mit der Verpflichtung, ihr jährlich auf Katharinentag im Münster „mit geburendem opfer und heiligen messen“ eine Jahrzeit zu halten; wird die Jahrzeit, „denen doch irer der gesellschaft jedes jars wesender obman guete achtung haben soll“, unterlassen, so soll „solche verlassenschaft und erbsatzung“ den vier armen häusern (Spital-, Gutleut-, Blatten- und Sindelhaus) zum besten angelegt und darein geliefert werden.

Schicksale des Oberlindenbaums.

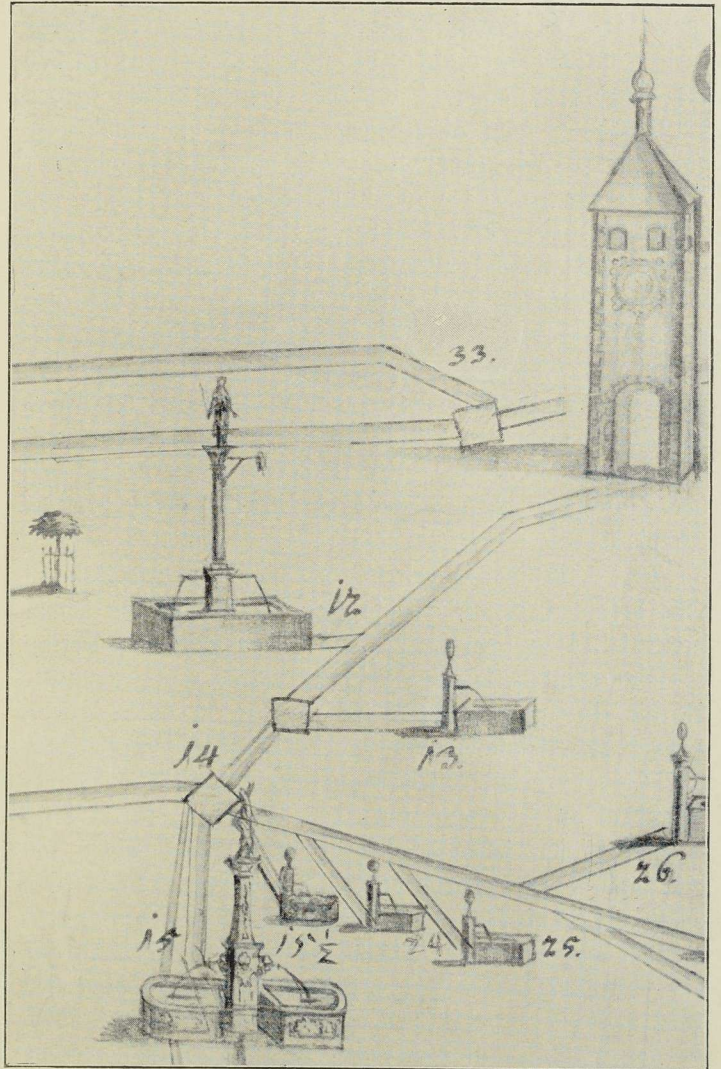
Doch kehren wir endlich zum Oberlindenbaum selbst zurück. Daß es einen solchen spätestens 1291 schon gegeben hat, ist erwähnt worden. Ebenso daß er schon früh der gesellige Mittelpunkt der ganzen Umgebung war. Nicht nachweisbar

aber ist mit auch nur einiger Sicherheit, wie lange jener (wahrscheinlich erste) Baum bestanden und wann sein oder seine Nachfolger gepflanzt wurden. Daß der Baum im Verlauf der Zeit manchen Schaden litt, ist klar, sei es durch Alter und Witterungseinflüsse, sei es durch boshafte Beschädigung. Um eine solche letzterer Art handelte es sich offenbar im Jahr 1562, wo wir im Ratsprotokoll vom 5. Juni lesen: „Zwischen denen zu oberlinden [als] clegeren und Mathes Schwarzen (Mathias Schwarz, Küfer, ist 1565 Besizer des Hauses zur Stechpalme, jetzt Oberlinden 4, Bäckermeister Kohler) [als] beclagten ist die sach, sovil die schmachwort belangt, für [vor] gericht ze wisen, sovil aber die ordnung und ufferlegte straff betrifft, soll Mathis Schwarz bis montag antwort geben.“ Um was es sich eigentlich handelte, erfahren wir erst aus dem Protokoll der Ratsitzung vom 12. Juni: „Zwischen denen zu oberlinden und Mathis Schwarzen ist die sach die abgehawene Lynden belangend eingestellt, bis die schmachsach¹ vor gericht abgefürt würde.“ Es handelte sich also offenbar um eine Beschädigung der Linde, die einem einzelnen Bewohner, dazu noch einem nächsten Nachbarn, zur Last gelegt wurde. Ob er deswegen verurteilt wurde, wissen wir nicht. Dagegen scheint die Wiederherstellung des beschädigten Lindenbaums sich bis Ende des nächsten Jahres 1563 hingezogen zu haben. Am 13. Dezember dieses Jahres bitten nämlich die „Dreyer“ (Dreier, engerer Ausschuß neben den bereits erwähnten Achtern) zu Oberlinden „umb zwey fueder aichen holz, die linden widerumb ze pessern [auszubessern]“. Sie wurden vor die Holzherren gewiesen, d. h. einen Ausschuß, der das Holzwesen und dazu noch Jagd, Fischerei u. a. unter sich hatte.

Um etwas ganz anderes dagegen handelte es sich im Jahr 1606. Am 17. Februar dieses Jahres hielt „herr meister Johann Jsenring“ (ein solcher „des beständigen Rats“ 1626 im Besitz des Hauses zum Ritter Georg, jetzt Oberlinden Nr. 10, neben dem Bären) im Namen derer zu Oberlinden beim Stadtrat an „umb ein steuer (Beisteuer, Beitrag) zu erbauung der linden“. Der Stadtrat beschloß damals, „die bauherren sollen den augenschein einnemen“, alsdann wolle man wieder davon reden. Was mit dieser „Erbauung“ gemeint war, wird etwas besser ersichtlich aus dem Protokoll der Ratsitzung vom 19. April d. J., wo man, nachdem die Bauherren den Augenschein genommen, auf die Sache zurückkam. Hier heißt es: „Dieweil die zu oberlinden bedacht, die linden widerumb also zuzeristen, damit man wie von altershero sommerszeit zusammenkommen und die gesellschaft darauf erhalten möge und von dem ersamen rat ein steuer begert, ist den holzherren befolhen, ihnen nach ihrem gutachten mit holz verholffen zu sein, welches sie ohne bezahlung haben sollen.“ Ob es sich dabei um ein Gerüst, eine Art Tanzboden um die Linde gehandelt hat? Jedenfalls kommt der Stadtrat denen zu Oberlinden dadurch entgegen, daß er eine Beisteuer in Gestalt von unentgeltlich geliefertem Holz zur „Zurüstung“ der Linde zum Zweck ihrer Veranstaltungen hergibt.

¹ Es scheint sich um Schmähungen des Math. Schwarz zu handeln, die sich auf Vorwürfe beziehen, welche ihm wegen Beschädigung der Linde gemacht wurden.

Am 12. September 1674 findet sich in den Ratsprotokollen folgender Eintrag: „Zue oberlinden ist die linde nidergefallen, wollen die da herumwohnende die alten stammen ausgraben und eine andere linde dahinsetzen, bitten, sie bei ihren praetendierten freiheiten zu lassen.“ Der Bescheid des Stadtrats lautet sehr lakonisch und unfreundlich: „Sollen solches lindenrecht vorderst einlegen.“ Weiter ist leider nichts über diesen Fall zu finden.



Die obere Linde auf dem Brunnenplan von 1732.

Die heutige Linde wurde nach der Tradition im Jahr 1729 gesetzt. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch einen Brunnenplan von 1732, von dem später noch die Rede sein wird. Der Plan zeigt nämlich seitlich vom Brunnen ein offenbar noch junges Bäumchen. Aus den Ratsprotokollen erfahren wir, daß am 22. September 1732 Thomas Bernhard, Zimmermann und Stadtwerkmeister, der „beim Schwabenthor die Reparation der Linde“ vorgenommen, beim Stadtrat anfragte, „ob die bezahlung vom löbl. gemeingut oder von denen allda wohnenden einzuziehen, wie selbige zwar selbst offeriert“. Es wurde ihm ziemlich schroff vom Stadtrat erwidert, „daß er sich ratione der gemeinsamben lindenreparation beym Schwabenthor umb die bezahlung bey denen, die ihn dazu bestellt,

anmelden solle“. Ob es sich dabei um Wiedergutmachung einer Beschädigung der Linde oder um eine „Zurichtung“ wie 1606 handelte, wissen wir nicht sicher. Vielleicht war die auf dem Plan deutlich sichtbare Einfassung des Bäumchens damit gemeint.

Entgegenkommender war der Stadtrat in den Jahren 1804 und 1805. Im Stadtarchiv (Akten, Anlagen) befindet sich eine Eingabe von 25 Bewohnern Oberlindens (Jos. Bez, Joh. Kohler, Mich. Eckstein, Anton Mägler, Kamelwirt Lang, Ant. Rohrwasser, J. B. Sendrich u. a.) vom 10. September 1804, worin es heißt: „Die Unterzeichneten haben schon öfter Bemerkungen wegen Beschädigung des Lindenbaumes bey der Oberlinden gemacht und erst kürzlich wieder gegen 50 Nägel aus dem Stamm gezogen, auch die Rinde wird von Zeit zu Zeit muthwilligerweise abgehauen, und der Baum, die Zierde von Oberlinden, auf diese Art unvermeidlich absterben muß. Um diesem vorzubeugen, haben die Nachbarn untereinander beschlossen, den wohlwollenden Magistrat zu einer Einfassung um das benötigte Holz zu bitten, welche Einfassung die Nachbarn von Oberlinden sodann auf ihre eigenen Kosten machen und anstreichen lassen wollen. Um den Verbrauch des Holzes genau zu bestimmen, so haben die Oberlinder die Ehre, dem wohlwollenden Magistrat einen Aufriß von der Einfassung ehrfurchtsvoll vorzulegen“ (liegt bei den Akten).

Am 20. September beschloß der Magistrat, das Bauamt solle berichten, wie die Einfassung am wohlfeilsten herzustellen sei. Nach dem am 22. September gegebenen Bericht des Baumeisters (Leonh.) Wippert wurde (aufs genaueste bis ins einzelste berechnet) das Holz zu 7 fl. 44 kr. taxiert. Für den Arbeitslohn und die Nägel wollten die Unterzeichner der Eingabe selbst aufkommen. Daraufhin beschloß der Magistrat am 28. Sept. (expediert 5. Okt.), „daß 8 Stück eichene Pfosten, jeder 9 Schuh und 4 Zoll lang und 6 Zoll dick, dann 2 Dillen, jede 14 Zoll breit, und 6 Dachlatten, endlich 28 Schuh Eichenholz, 3 Zoll dick andurch unentgeltlich bei dem Waldamt angewiesen werden, mit dem, daß die Einfassung unter bauamtlicher Direktion zu geschehen habe . . .“

Am 12. Juli 1805 (also nur wenige Tage nach dem oben genannten Oberlindenfest zur Erinnerung an das Gefecht bei Wagenstadt 1796) genehmigte der Magistrat auch, daß zur Herstellung der Sitze um den Lindenbaum 4 eichene Dielen, jede zu 7 Schuh lang, 1¾ Zoll dick, . . . aus dem 1802er Schlag . . ., und 3 eichene Ortstücke [?] von Pfosten aus dem Vorrat . . . bei dem Holzmagazin unentgeltlich angewiesen wurden.

Endlich erwähne ich noch eine bedeutende Beschädigung durch Witterungseinflüsse aus neuerer Zeit. Nach Zeitungsberichten (z. B. Freiburger Zeitung vom 22. Dezember) war in den Tagen unmittelbar vor Weihnachten, 20. und 21. Dezember 1886, so lange und ununterbrochen anhaltender Schneefall, daß allenthalben Unterbrechung von Telephonleitungen, große Zugverspätungen gemeldet wurden. Durch diesen großen Schneefall wurde neben zahlreichen andern Bäumen auch der Oberlindenbaum hart mitgenommen: „Die Bewohner von Oberlinden haben durch

den Schnee bereits einen unwiderbringlichen Verlust erlitten, indem die durch ihr Alter und ihre Vollkommenheit berühmte Linde der Schwere des Schnees nicht Widerstand leisten konnte und fast die Hälfte ihrer Krone zu Boden sank.“

Nun, glücklicherweise merkt man ihr heute nichts mehr davon an.

Jubiläumstage der oberen Linde.

Wie viele Bäume es waren, die sich in diese so mannigfachen Schicksale teilten, wissen wir leider nicht; denn ein und derselbe Baum dürfte es kaum gewesen sein seit dem 12. oder 13. Jahrhundert, er müßte ja jetzt auch gegen 800 Jahre alt sein. Wie bereits erwähnt, ist es eine alte Tradition, daß der jetzige Oberlindenbaum aus dem Jahre 1729 stammt. Der frühere Archivar Cajetan Jäger schreibt in seiner (handschriftlich im Stadtarchiv erhaltenen) „Neuen Chronik von 1827 ab“: „1829. Die Bewohner Oberlindens feierten im Mai das Jubiläumsfest ihrer Linde, da diese, nach einer älteren Überlieferung, damals 100 Jahre alt gewesen sein soll; sicheres Datum ihres Alters läßt sich nicht ermitteln, doch ist sie eher älter als jünger gewesen.“

In der Bibliothek des Stadtarchivs ist uns ein von dem pens. Kreissekretär Johann Nepomuk Obermeyer verfaßtes Gedicht von diesem Jubelfest der Bürger von Oberlinden im Mai 1829 erhalten:



Die Bürger von Oberlinden
zum
Jubel-Fest
Ihrer Ehrenwürdigen alten Linde.
Im Monat May 1829

1. „Wir sitzen hier im frohen Kreise
Nach unsrer deutschen Väter Weise
Und feiern unsrer Linde Fest,
Die schon vor mehr als hundert Jahren
Unsre Ahnen und Vorfahren
Pflanzten zu der Enkel Fest.
2. Sey uns begrüßet, liebe Linde;
Dem Greis, vom Mann und von dem Kinde
Sey dir dies frohe Fest geweiht!
Du bist ja Freiburgs ältster Bürger,
Dich hat der Krieg, der Menschenwürger,
Der rohe Krieger nicht entweiht.

3. Der Müde ruht in deinem Schatten,
Und wenn wir Zwist und Hader hatten,
Dein Säuseln hat den Sturm gestillt:
Wir liebten uns als Brüder wieder
Und sangen froh Versöhnungslieder,
Mit Haß blieb keine Brust gefüllt.
4. Du trodest Sturm und Ungewittern,
Man sah dich vor dem Feind nicht zittern,
Der unsre Stadt so hart bedroht;
Du, Linde, hast für Pilgerleben
Die schöne Lehre uns gegeben:
Ein guter Gott hilft in der Not!
5. Drum, Brüder, trinkt in frohem Kreise
Nach unsrer deutschen Väter Weise
Und singet froh und hoch erfreut;
Sey uns begrüßet, liebe Linde;
Vom Greis, vom Mann und auch vom Kinde,
Sey dir dies frohe Fest geweiht.“

Von der Jubiläumsfeier des Oberlindenbaumes am 7. Mai 1829 wird auch in dem Roman von Hermine Dillinger „Meine Tante Anna“ (S. 35f.) erzählt¹. Die Familie des Kreisrats Dillinger, deren Tochter die „Tante Anna“ war, wohnte damals in Oberlinden. Es wird da erzählt, wie die Schulkinder um die Linde herum sich gruppieren, deren Zweige mit roten und gelben Schleifen geschmückt waren, und zu singen begannen. Der Gymnasialdirektor (Nicolaus Schmeisser, der Nachfolger H. Schreibers als Gymnasiumspräfekt seit 1826) hielt eine Rede über die schöne Sitte, Bäume bei besonderen Anlässen zu pflanzen, und sprach dann über die ehrwürdige Linde selbst. Der Rede folgte ein Lied und die Verteilung von Brezeln an die Kinder. Zum Schwabentor drängten die Bauersleute herein in ihren bunten Trachten, darüber der tiefblaue Himmel im strahlenden Sonnenschein: alles in allem ein ungemein lebhaftes, anziehendes Bild eines Volksfestes. Es folgen dann persönliche Erinnerungen an Glieder der am Fest teilnehmenden vornehmen Gesellschaft, „Hof-, Gerichts- und sonstige Räte“, Professoren der Universität, darunter v. Rotteck, samt ihren Gemahlinnen und Töchtern, Studenten u. a. m.

Soviel über die Feier des 100. Geburtstages unserer Linde. Entsprechend feierte man dann im Jahre 1879 den 150. Das Freiburger Tagblatt brachte damals in Nr. 134 (vordatiert auf den 11. Juni) folgende Notiz: „Es dürfte wohl für alle Freiburger von Interesse sein, daß zufolge urkundlicher Aufzeichnung [?] die sog. Oberlinde (auf dem nach ihr benannten Platz) dieser Tage ein Alter von 150 Jahren erreicht hat. (Ältere Bürger erzählen, daß man vor 50 Jahren das 100jährige Jubiläum dieses altherwürdigen Baumes im Kreis der anwohnenden Bürgerschaft mit einer kleinen Festlichkeit begangen hat.) — Wie wir hören, beabsichtigen die jetzigen Nachbarn der Oberlinde, die ihren Kunstsinne schon so oft in schönen Verzierungen an den Tag gelegt, den alten Baum am nächsten Mittwoch, den 11. d. M.² festlich zu schmücken und so das Gedächtnis seines

150jährigen Bestehens mit dem auf diesen Tag fallenden 50jährigen Ehejubiläum des Kaiserpaares in sinnige Verbindung zu bringen.“

Hinter den Berichten über die Festlichkeiten dieser goldenen Kaiserhochzeit — Beleuchtung des Münsterturms, Bankett in der Festhalle u. a. — tritt in den Zeitungen jener Tage die Erwähnung des Oberlindenjubiläums zurück. Immerhin erfahren wir folgendes.

Die ganze Linde war eingerahmt in einen Festschmuck von Wimpeln, Postamenten und Blumen. Ein gewaltiger Reichsadler, weithin sichtbar, zierte den Stamm, und unter demselben prangte folgende Inschrift:

11. Juni 1879.

Schon hundertfünfzig lange Jahre
Steh ich schon da in eurer Mitt';
Das Alter zwar in jedem Gliede,
Doch grünend noch zur Freud und Lust.

So blühe auch der greise Held,
Der Kaiser, und sein treu Gemahl',
Mit dem er heut' vor 50 Jahren
An dem Altar die Ehe schloß.

Derselbe Gott, der mich beschützt,
Er schütz auch Ihn und leite Ihn,
Er sei der Stamm, das Reich der Baum,
Das Recht der Grund, der Fried' die Kron'.

So hofft das Volk, so betet es
An seines Kaisers Jubeltag,
So künd' auch ich's mit stummem Mund:
Gott segne des Kaisers Ehebund!

So wurde in sinniger und geschickter Weise das Jubiläum der Linde mit dem Ehejubiläum des Kaiserpaares verbunden.

„Abends $\frac{1}{2}$ 9 Uhr füllte sich der Platz in weitem Umkreis um die Linde dicht mit Zuschauern und Zuhörern an. Auf dem Platz vor dem Hause des Herrn Schrenbach¹ hatten sich Sänger und Musiker postiert und wetteiferten miteinander, den Festabend zu verschönern. Allerlei Feuerwerk fuhr bald zischend und krachend im Kreise herum oder zur Höhe empor, bald beleuchtete es in verschiedenen Farben die Menge der fröhlichen Gesichter. Unter den Zweigen des Baumes saßen die Stammhalter der Oberlinde in trauter Tafelrunde. Ein gewaltiges Haß half die Zunge lösen.“²

Die 200. Jahresfeier der oberen Linde am 13. und 14. Juli 1929 ist noch in aller Erinnerung. Es braucht also nicht näher darauf eingegangen werden.

Das goldene Buch von Oberlinden.

Jedenfalls haben die Bewohner von Oberlinden es allezeit verstanden, in echtem Familiensinne Feste zu feiern, so namentlich von jeher das Hochfest des katholischen Kirchen-

¹ Oberlinden Nr. 1, jetzt Schirmfabrikant Wagner.

² Zeitungsbericht (Freiburger Bote?), erhalten im Goldenen Buch von Oberlinden. — Die am andern Tag, 12. Juni 1879, abzuhaltende Fronleichnamsprozession wurde wegen Regenwetters auf nachmittags $\frac{1}{2}$ 5 Uhr verlegt, mußte aber wegen eines heftigen Gewitters beim zweiten Evangelium abgebrochen werden.

¹ Worauf mich in dankenswerter Weise Herr Landeskommissär P. Schwörer aufmerksam machte.

² Damals (1879) Tag vor dem Fronleichnamsfest.

jahres, Fronleichnam. Und gerade in das oben genannte Jubeljahr der Linde 1829 fällt die Inangriffnahme des sog. Goldenen Buches der „Fronleichnamsfestverherrlichungskommission“ von Oberlinden, angelegt von Bäckermeister Sidel Kohler bald nach der Gründung seines Geschäftes 1828¹. In dem an der Spitze stehenden und am 10. Juni, also wenige Wochen nach der Hundertjahrfeier (1829), geschriebenen Aufruf an die „verehrungswürdigen Bürger und Bewohner von Oberlinden“ wird darauf hingewiesen, wie schon die Vorfahren ihren Stolz und auch die Anerkennung ihrer Mitbürger darin gefunden, daß sie „das gedächtnisreiche Fronleichnamsfest durch Verzierung ihres Brunnens besonders und ausgezeichnet verherrlicht haben“, und um milde Gaben und Beisteuern gebeten, damit auch fürderhin solches geschehen könne. Und nun folgen Jahr für Jahr — größtenteils handschriftlich eingetragen — die Namen der Spender und ihre Beiträge, sowie auch die Namen der für den Einzug des Geldes bestimmten Mitglieder, aus denen sich mit der Zeit ein Ausschuß oder eine Art Vorstand (seit 1841) mit 6 Mitgliedern bildete, und schon 1835 haben wir einen „Verschönerungscommissaire“ (Instrumentenmacher Bogner). Auch die Ausgaben sind notiert. Sie halten sich gewöhnlich auf der gleichen Höhe wie die Einnahmen². Kommt ein Überschuß vor, so wird er auf das nächste Jahr verrechnet. Am 9. April 1845 wurde beschlossen, dann von einer besonderen (neuen) Sammlung abzugehen, wenn sich vom Jahr vorher ein Kassenrest von 50 fl. oder mehr ergebe.

Nach einem Beschluß vom 6. Dezember 1841 sollte jeweils schon an Ostern beraten werden, was auf das Fronleichnamsfest des betr. Jahres veranstaltet werden sollte.

Große Genugtuung mußte es den Bewohnern Oberlindens bereiten, als sie am 27. Juni 1843 ein offizielles Belobungsschreiben des Gemeinderates (gez. Wagner, Bürgermeister) erhielten, in welchem ausgesprochen wurde, daß derselbe mit Vergnügen auch dieses Jahr aufs neue wahrgenommen, „mit welchem Gemeinfinn die Bewohner Oberlindens alles aufbieten, das erhabenste Volksfest, welches wir besitzen, die Feier des Fronleichnamsfestes, auf eine schöne und würdige Weise zu begehen“; und es schließt das Anerkennungsschreiben mit dem Wunsche, daß dort, wie bisher, echter Bürgersinn seine bleibende Stätte finden möge.

Nur in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 wurde „der schlechten Zeitverhältnisse wegen“ von einer größeren Verzierung des Brunnens abgesehen und auch keine Sammlung veranstaltet. Man begnügte sich mit einer einfachen Verzierung aus den vorhandenen Überschüssen.

Mit welcher Sorgfalt die Oberlindener in ihr Goldenes Buch alles, was ihre liebe Linde betraf, vermerkten, zeigt ein Eintrag im Jahr 1852, des Inhalts, daß auf Anregung des Kassiers ihres Ausschusses (Sehrenbach) vom Gemeinderat ein neues Lindenbänkchen hergestellt wurde. Das

frühere war im Jahr 1828 gemacht worden, hatte also 24 Jahre gehalten. „Das nunmehrige neue Bänkchen wurde am Abend vor dem Fronleichnamstag unter Leitung des Zimmermeisters Albrecht durch dessen Vater den 9. Juni fertiggestellt, einige Tage nachher zum ersten, den 13. Juli zum dritten Male gestrichen.“

Die „Gerätschaften“, die man immer wieder brauchte, wie Figuren, Blumentöpfe u. a., wurden zuerst jeweils in der bürgerlichen Kaserne verwahrt, auf Bitten des Oberlindener Bürgervereins am 5. März 1855 mit Genehmigung des Stadtrats auf das Schwabentor gebracht.

Der zur Feier der Fronleichnamsprozession jeweils errichtete Altar bei Oberlinden wurde laut einem bei einer außerordentlichen Generalversammlung im Bären am 17. August 1857 gefaßten Beschluß von denjenigen Oberlindener Bürgern, die zugleich Hauseigentümer waren, gemeinschaftlich durch freiwillige Beiträge für 31 fl. angekauft.

Das St.-Antoniuskloster zu Oberlinden.

Da aus dem „Goldenen Buch“ von Oberlinden hauptsächlich die religiöse Betätigung der dortigen Bürgervereinigung zu uns spricht, so möge hier kurz von einer Art religiösem Mittelpunkt derer zu Oberlinden gesprochen werden. Ich meine das St.-Antoniuskloster. Dieses Kloster der Antoniten oder Spitalherren umfaßte die Häuser 49 und 51 der Salzstraße, also die beiden letzten Häuser links (vor dem Eckhaus am Lindenbaum). Und zwar war das Hauptgebäude nicht Nr. 49, wo jetzt Bilder vom hl. Antonius — übrigens unrichtigerweise vom hl. Antonius von Padua, während der Patron des Klosters Antonius der Einsiedler war — angebracht sind, sondern Nr. 51, auf dessen Giebel sich noch die Reste des Glockenhäuschens befinden. Zwischen 1630 und 1640 wurde (Geschichtliche Ortsbeschreibung II 232) das Kloster wegen zu großer Schuldenlast von den Konventualen aufgegeben und schließlich vom Stadtrat in ein Pfründhaus für bedürftige treue Diensthofen umgewandelt; es hieß jetzt das Antoni-Pfründhaus¹. Beide Häuser reichten übrigens hinüber bis zur Pfaffengasse, jetzigen Herrenstraße, wo die heutigen Häuser Nr. 60 und 62 dazu gehörten. Hier wurde nun am 16. April 1725 eine Kirche eingeweiht (Sr. Peter Wampé, Chronik von Freiburg und Breisach. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen, Mfr. LXXIII, S. 129). Und diese war dann fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch eine Art religiöser oder kirchlicher Mittelpunkt von Oberlinden. Schon für den 14. September 1736 ist eine Oberlindenkapelle urkundlich bezeugt (Tagebuch Ferd. Hartmanns v. Sickingen zu Ebnat. Stadtarchiv, Abt. Handschriften). Noch 1776 wurde im April ein Jubiläumsablaß im Münster verkündet, wobei fünf Sonntage nacheinander jeweils nachmittags Prozessionen zu den Kirchen (und Kapellen) der Stadt veranstaltet wurden. Dabei wird nun auch St. Anton genannt, und zwar zwischen der Kirche der Augustiner² und der von Allerheiligen. Die

¹ Aufschrift auf dem Bucheinband: „Der Oberlindener Bürgerverein und dessen Mitglieder im goldenen Buch.“ Von Herrn Bäckermeister K. Kohler wurde dasselbe mir in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

² Lange Zeit hindurch zwischen 40 und 60 Gulden alljährlich.

¹ Vgl. auch J. Ehrler, Die weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg i. Br., 1913, S. 23.

² „Bey den herren augustiner“, also in der Kirche der Augustiner-Chorherren, dem jetzigen Augustinermuseum, „wurde noch am 6. Hor-

Prozession kam nämlich die Salzgasse herauf und bewegte sich über Oberlinden und die Pfaffengasse hinunter bis zum Allerheiligenkloster (wo jetzt das Erzb. Ordinariatsgebäude steht) und von da „bey der hauptwacht vorbeÿ über den münsterplatz und zu der kirchen“, d. h. zum Münster zurück. Beteiligt waren dabei 3628 Personen. Im Jahre 1789 wurde sodann diese „St. Antoniuskapelle bei der oberen linde“ entweiht¹. Am 17. Januar dieses Jahres wurde zum letztenmal das Antoniusfest in der Kirche begangen, worauf sie auf Regierungsbefehl geschlossen wurde. Den Hergang dieses alljährlich daselbst gefeierten Antoniusfestes beschreiben die Chronikblätter der Stadt Freiburg aus den Jahren 1785—1794 (veröffentlicht im Adreßbuch von 1897, S. 22) wie folgt: „Es wurde gewöhnlich am Vorabend mit einer Choralvesper, am Tag selbst mit einer Prädig und Amt und Nachmittagsvesper jedesmahl mit vor und nach gegebener benediction mit der Monstranz, dann den Tag darauf mit einem Requiem vor [für] die Stifter und Gutthäter, zu welchen jeder Zeit zuvor mit einem deren 2 Antoni=Glöckl 3 Zeichen gegeben wurden, von einem Cooperator der hiesigen Stadtpfar[re] als einer Filialkirchen abgehalten, bei welcher Feierlichkeit velle Hammer=Schünfen besonders vom Bauernwolf geopfert wurden, die hernach dem Schaf[f]ner, Sigrüst u. d. g. zutheil wurden, die übrigen aber den Pfründnern daselbst ausgetheilt wurden ...“

Das alte St.-Antoniskloster sowohl als das spätere Pfründhaus besaßen übrigens mehrere Häuser in verschiedenen Teilen der Stadt.

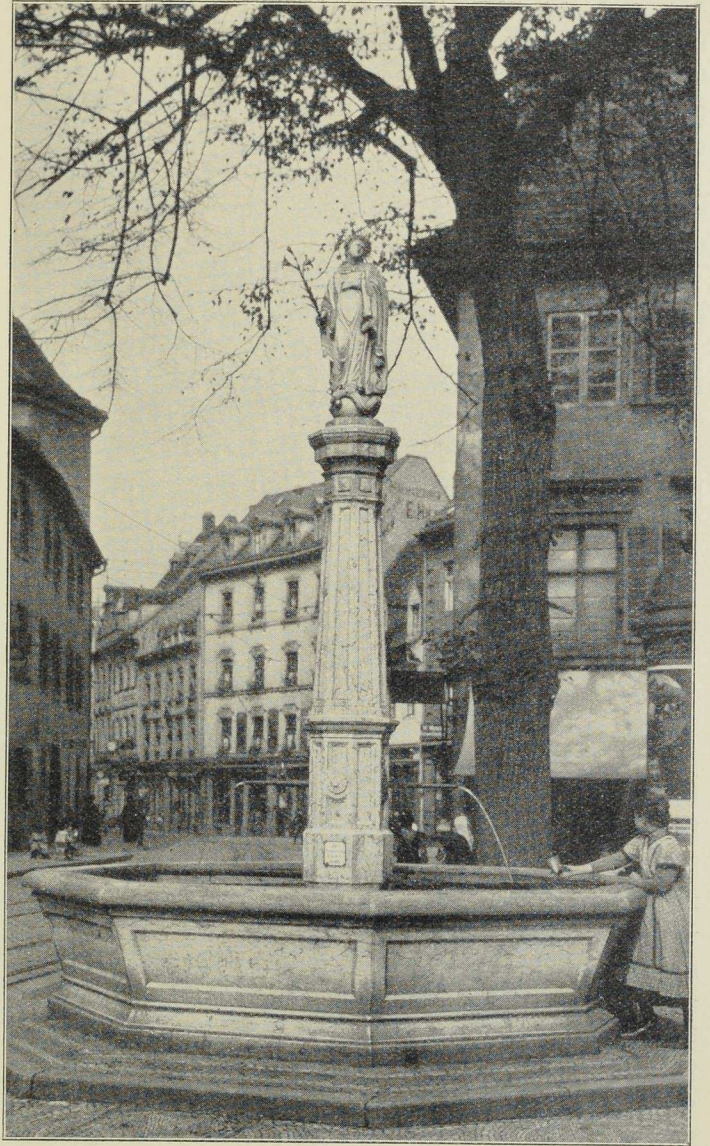
Weltliche Gedenktage in Oberlinden.

Die Bürgervereinigung von Oberlinden begnügte sich aber nicht mit der Ausschmückung ihres Platzes am Fronleichnamstag, sondern tat sich auch bei allen bedeutenderen Anlässen an weltlichen Gedenktagen hervor, wovon wir bereits gehört haben und wovon auch im „Goldenen Buch“ berichtet wird. So z. B. gelegentlich der Enthüllungsfestfeier des Siegesdenkmals am 31. Oktober 1876. Der Baum war damals vollkommen verdeckt mit Blumen, Fahnen, Wappen und Inschriften. Auf der Höhe stand eine Gipsfigur des Generals Werder „als schneidiger Kommandierender dargestellt“; „die Umgebung waren Tannen, auf dem Boden die neue Wasserleitung mit 4 Springbrunnen; dies war die schönste und billigste aller Verzierungen in der ganzen Stadt, und eine Äußerung eines bekannten Herrn Doktors [Sritsch?] ist verlautet, welche heißt: Die Oberammergauer haben immer das Schönste.“

Daß auch heute noch die Bewohner von Oberlinden bei allen bedeutenden Gelegenheiten, sei es Katholikentag, Sängerkfest, Feuerwehrfest oder ähnliches, ihren Baum und den Brunnen sinnreich zieren, ist allgemein bekannt.

nung 1754 Johannes Stromeyers „des bährenwirths ältester sohn, Johannes genannt, ein absolvierter student“ „zur erden bestättiget“. Chronikblätter der Stadt Freiburg aus den Jahren 1745—1776, Beilage zum Adreßbuch 1894, S. 4. Durch Kaiser Josef II. wurden dann bald darauf Bestattungen in Kirchen verboten.

¹ Stadtarchiv: Stiftungssachen, Einrichtung der Pfarrei Horben. Schreiben der vorderösterreichischen Regierung vom 29. März 1792.



Der heutige Brunnen zu Oberlinden.
(Nach Lichtbild in den Städt. Sammlungen.)

Der Brunnen in Oberlinden.

Mit dem Bilde der Linde ist für uns unzertrennlich verbunden das des Brunnens. Ein solcher dürfte in Oberlinden bis in die frühesten Zeiten zurückgehen. Jedenfalls kommt ein Brunnen daselbst schon im Mittelalter vor. In einem Urbar des Münsterarchivs aus dem Ende des 15. Jahrhunderts ist schon die Rede vom Haus der Wilhelmiter „zu der oberen linden gegen den brunnen über neben dem hasenberg“. „Zum Hasenberg“ hieß das jetzt Felix Thoma=Erben gehörige Haus Oberlinden Nr. 6, der Brunnen dürfte also ziemlich genau an derselben Stelle wie heute gestanden haben.

Nach Bauerwalter J. Röschs „Beschreibung der Brunnenleitung zu Freiburg i. Br. 1847“ (und Geschichtliche Ortsbeschreibung I 57) ergab im Jahre 1535 die erste Beschreibung der Freiburger Brunnenstuben und der Brunnenleitung 20 öffentliche¹ und 11 private Brunnen in bzw. unmittelbar vor der Stadt. Unter jenen (öffentlichen) war unter anderen ein Brunnen vor dem Schwabentor, zwei in der Gerberau,

¹ Im Jahre 1865 dagegen 48. Heint. Müller, Freiburgs öffentliche Brunnen, in Breisgauer Chronik V (1913) S. 67.

einer zu Oberlinden, ein „Efelsbrunnen“ in der Grünwäldergasse, einer beim Rathaus, einer zu Unterlinden, einer vor dem Predigertor usw. Private Brunnen gab es im Spital, in den Klöstern, zwei im Münster, einen im (Gesellschaftshaus zum) Ritter (jetzt Erzbischöfl. Palais) u. a.; neue Privatbrunnen sollten nach einer Verordnung von 1558 nur noch gegen 100 fl. erstellt werden.

Was die Zuleitung des Wassers betrifft, so geschah dieselbe jahrhundertlang durch hölzerne „Deucheln“. Nur 1501 wurde einmal ein Versuch mit irdenen Röhren gemacht, der aber mißglückte und wieder aufgegeben wurde (Geschichtliche Ortsbeschreibung I 57). Erst 1837 wurden die hölzernen „Deucheln“ durch gußeiserne Röhren ersetzt, und zwar wurde der Anfang bei der Schmiede zu Oberlinden gemacht und damit im ersten Jahr die Pfaffengasse (jetzt Herrenstraße) bis zur Brunnenstube an der Schusterergasse versehen. Hergeleitet wurde das Wasser bekanntlich vom „Mösle“ beim jetzigen Waldsee und ursprünglich auch vom Bronnberg, heute fälschlich Bromberg genannt. Die neue Leitung von 1874 bis 1875 sammelt ihr Wasser von oberhalb Ebnet.

Die alten Freiburger Brunnen lassen sich aber auch in anderer Hinsicht in zwei Gruppen zerlegen, in die ständig laufenden und in die Zieh- oder Schöpfbrunnen, die sog. Sodbrunnen¹, die sonst nur in wasserarmen Gegenden vorzukommen pflegen. Letztere durften nur in den Fällen, wo die anderen versagten, gebraucht werden. Dies war u. a. der Fall während der häufig vorkommenden Belagerungen, wo — wie wir oben gesehen haben — der Feind mitunter der Stadt die Wasserzuleitung abgrub. Ein solcher Sodbrunnen nun war auch der zu Oberlinden. In Friedenszeiten waren solche gewöhnlich unter amtlichem Verschluss gehalten; ihr Vorhandensein wurde streng geheimgehalten, und so konnte es geschehen, daß einige Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, als man (im Jahr 1665) an eine gründliche Wiederherstellung der während desselben verfallenen Brunnenleitung ging, selbst der österreichischen Militärverwaltung, die 1673 auch die Sodbrunnen nach der Qualität des Wassers untersuchen sollte, nicht alle Sodbrunnen bekannt waren, nämlich nur zwei, der auf dem Fischmarkt an der Großen Gasse, also zwischen dem jetzigen Bertholdsbrunnen und dem Martinstor — der übrigens vorzügliches Wasser enthalten haben soll —, und der bei der damaligen Hauptwache, ebenfalls auf der jetzigen Kaiserstraße zwischen dem gotischen Brunnen bei der Münsterstraße und dem jetzigen Albrechtsbrunnen². Damals nun berichtete ein Genieoffizier an die österreichische Regierung, es seien noch zwei Sodbrunnen vorhanden, einer zu Oberlinden „nächst dem Ort, wo man den Maien steckt“, und einer nicht weit vom Christoffeltor, beide mit großen breiten Steinen bedeckt. Die Stadtdeputierten wollten sich aber zu deren Öffnung nicht verstehen, weil dieselbe und

die Säuberung zu große Kosten verursachen würden¹. Die vorderösterreichische Regierung ordnete darauf an, daß der Magistrat die beiden bekannten Sodbrunnen alsbald mit Schöpfheimern versehe und die beiden andern, verschlossenen Brunnen, also den zu Oberlinden und den am Christoffeltor, ebenfalls zu eröffnen und zum Gebrauch herzurichten habe².

Nun muß aber außer diesem „Sodbrunnen“ doch schon mindestens im 16. Jahrhundert ein laufender, offener Brunnen in Oberlinden vorhanden gewesen sein. Am 18. September 1570 (Ratsprotokoll) verlangt der Werkmeister Mathäus Müller³ „von der bronnen sull (Brunnensäule) zur obern linden, wan er ein lewen solte druf machen, 36 fl.“ Eine Brunnensäule setzt einen laufenden Brunnen voraus. Brunnensäulen mit Löwen als Wapphalter gab es nicht wenige. Ein solcher Löwenbrunnen steht jetzt noch an der Außenseite des Schwabentors; ein anderer, ursprünglich am ältesten Kaufhaus in der Schusterstraße, jetzt in den städtischen Sammlungen, trägt die Jahreszahl 1526 (abgebildet im Schauinsland 5 von Fritz Weiges, sowie im erwähnten Kaufhaus-Aufsatz von Fr. Hefele).

Die Sidingersche Ansicht Freiburgs aus dem Jahr 1589 hat denn auch deutlich einen Brunnen mit Brunnenstoß und zwei Röhren, und zwar etwas entfernt von dem (groß eingezeichneten) Baum, nach dem Schwabentor hin, also nicht unmittelbar mit ihm eine Gruppe bildend.

Nach dem älteren der beiden im Augustinermuseum aufbewahrten Brunnenpläne unserer Stadt hatte der damalige Oberlindenbrunnen⁴ eine viereckige Brunnenschale und wurde von der „Hauptdeichel“ gespeist. Neben dieser war damals noch eine zweite Leitung vorhanden, „die Teichel des Neuburgerwassers“, welche die Brunnen der Vorstadt Neuburg mit Wasser versah, aber auch vom Mösle und dem Bronnberg kam. Nun trägt dieser ältere Brunnenplan zwar kein Datum. Da aber nicht nur diese „Teichel des Neuburgerwassers“, sondern auch alle Brunnen der Neuburg (St. Nicolaus, Teutschherrenbrunnen u. a.) eingezeichnet sind, so ist der Plan also spätestens noch vor 1677 gefertigt worden, wo die Neuburg mit den andern Vorstädten verschwand und den französischen Befestigungen Platz machen mußte⁵.

Nach dem Stadtplan, der dieser Zeit am nächsten liegt und von Museumsdirektor Dr. Fr. Noack auf 1715 (bisher auf 1685) ange setzt wird, muß dieser damalige Oberlindenbrunnen etwas mehr gegen das Schwabentor zu gestanden haben als heute, also ganz wie auf dem Sidingerschen Stadtbild von 1589. Ein Baum ist auf dem genannten Brunnenplan nicht eingezeichnet, weil er eben nur die Brunnen darstellen will.

¹ Der zu Oberlinden war übrigens schon 1669 nicht ganz in Ordnung; heißt es doch im Ratsprotokoll vom 31. Juli 1669: „Dem Brunnen zu Oberlinden ist zu helfen, daß die Leut genuog Wasser haben.“

² Rösch a. a. O. S. 7.

³ Ein Sohn des Münsterwerkmeisters Leonhard Müller von Ettlingen. Vgl. Fr. Hefele, Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses. Schauinsland Jahrl. 51—53 (1926), S. 4.

⁴ Nr. 2 des Planes; ebenso sah Nr. 1, der benachbarte „Wolfs- hilebrunnen“ (Wolfshöhlebrunnen) aus.

⁵ Der Plan zeigt im ganzen 25 „gemeine“ und 22 private, zusammen also 47 Brunnen, 31 von der „Hauptdeichel“ [17 + 14], und 16 [8 + 8] von der „Teichel des Neuburgerwassers“ gespeist.

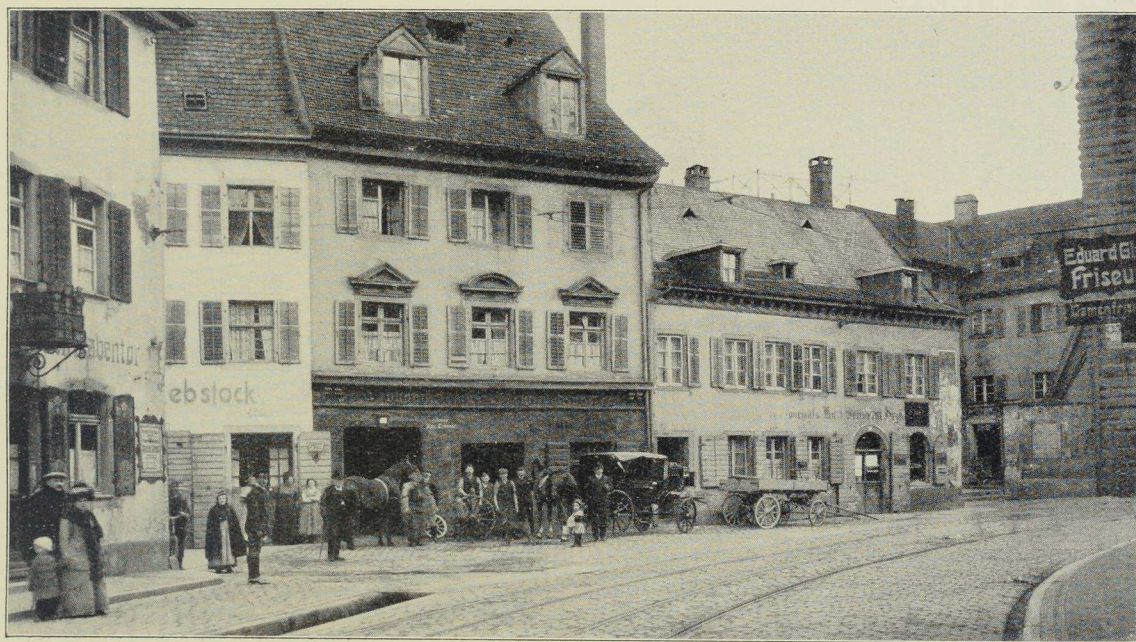
¹ Vgl. H. Müller, Die Wasserversorgung Freiburgs, in Breisgauert Chronik V (1913), S. 73 ff. Geschichtliche Ortsbeschreibung I 62.

² Beide wurden bei Anlage der Kanalisation in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ganz unversehrt gefunden und damals zugeschliffen. Geschichtliche Ortsbeschreibung I 62.

Ganz ähnlich zeigt auch der jüngere städtische Brunnenplan im Augustinermuseum, der die Jahreszahl 1732 trägt, den Brunnen etwas abseits vom Baum — hier ist ein solcher eingezeichnet — gegen Süden hin. Er hat eine große viereckige Schale, zwei Röhren, auf dem Brunnenstoß eine scheinbar weibliche Figur, mit einem Zepter oder einem Lilienstengel in der rechten Hand, vielleicht also schon eine Marienstatue.

Nun hatte kurz vor der Zeichnung dieses Brunnenplanes von 1732, nämlich 1730, gerade eine „Reparierung“ des Oberlindenbrunnens stattgefunden. Nach dem städtischen Ausgabebuch erhielt nämlich am 30. September 1730 der Baumeister Fr[anz] Ham[m] (über den Fritz Geiges in seinem Aufsatz „Ein halbes Jahrtausend Geschichte eines Freiburger Bürgerhauses“ in der Zeitschrift des Breisgau-

lichen Brunnen unserer Stadt vom Jahre 1865¹. Darnach war der zu Oberlinden einer der wenigen mit zwei Röhren. Kurz zuvor, 1862, war der große Brunnentrog erneuert worden. Und zwar war es ein Schweizer aus Solothurn mit Namen Urs[us] Bargazzi, der die 12 Fuß im Radius messende Schale lieferte, die ein Gewicht von 180 Zentner hat und (nach einer persönlichen Erinnerung von Prof. Geiges) auf der Walze hierher geschafft wurde. Die Brunnen säule stammt aus derselben Zeit, die Madonna² darauf aber ihrem Stil (Barock) nach noch aus dem 18. Jahrhundert, vielleicht von Franz Hamm, der auch Steinmetz war. Es ist das Bild einer unbefleckten Empfängnis (Dogma von 1854!), die Lilie als Symbol der Reinheit in der Rechten; ihr Fuß zertritt den Kopf einer Schlange („Du wirst ihr den Kopf zer-treten, und sie wird deiner Ferse nachstellen“).



Die Schmiede in Oberlinden vor dem Abbruch.

(Nach Lichtbild in den Städt. Sammlungen.)

vereins Schauinsland Jahrl. 51—53, S. 80 ff. gehandelt hat), der in der Baugeschichte unserer Stadt damals eine große Rolle spielte, „wegen reparierung des brunnen zu oberlinden 30 fl.“ Ebendort heißt es am 21. Juli 1731: „Fr. Ham auch wegen dem brunnenstoß in dem oberlindenbrunnen, alldieweilen der trog und übrig verfertigte arbeit daran schon mit 75 fl. bezahlt worden, l[aut] schein [zu] geben 15 fl.“

Diese beiden Zahlen 1730 und 1731 sind deswegen bedeutungsvoll, weil, wie oben erwähnt, die Überlieferung die Pflanzung des jetzt noch stehenden Oberlindenbaumes auf 1729 setzt. Es liegt ja wohl nahe anzunehmen, daß mit der Pflanzung des neuen Baumes auch eine Erneuerung und Instandsetzung des Brunnens (und vielleicht des ganzen Platzes) Hand in Hand ging. Ist diese meine Vermutung richtig, so hätten wir also damit eine wenigstens indirekte urkundliche Bezeugung jener Tradition, daß die jetzige obere Linde 1729 als Geburtsjahr hat (vgl. auch oben S. 11).

Aus neuerer Zeit haben wir ein Verzeichnis der öffent-

Die Brunnen an sich schon waren bekanntlich Mittelpunkte des öffentlichen Lebens der Nachbarschaft. Hier holten in jenen alten Zeiten die Haustöchter oder die Mägde das Wasser und unterhielten sich dabei kürzer oder länger, hier besorgten die Nachbarinnen ihre Hauswäsche und kramten dabei wohl auch die wichtigsten Neuigkeiten aus. An den größeren Brunnen schalen namentlich wurden aber auch Pferde und andere Haustiere getränkt. Dieses Tränken der Tiere wurde nun durch Stadtratsbeschuß vom 10. Juli 1863, also nach Herstellung der genannten neuen Brunnen schale in Oberlinden, zum erstenmal verboten an folgenden fünf Brunnen: 1. an dem von Oberlinden, 2. an dem in der Salzgasse gelegenen ehemaligen St. Sebastians-

¹ So datiert von Heint. Müller a. a. O. S. 67.

² Es ist also kein hl. Aloysius, wie Hermann Cris Busse in seinem 1927 erschienenen Roman Peter Brunnkant (S. 86) meint, wo er eine stürmische Regennacht schildert und dann schreibt: „Der hl. Aloysius auf dem Lindenbrunnen wird manchmal lebendig. Er zieht den Mantel fester um die Schulter und hat Sorge, daß ihm der blühende Lilienstab in der Hand nicht knide und zerbreche.“ Hier dürfte doch die dichterische Freiheit etwas zu weit gegangen sein.

brunnen über dem Bach am Großh. Palais (jetzt auf dem Annaplatz beim Kirchlein der Franziskaner, der alten Pfarrkirche der Wiehre), 3. am Fischbrunnen auf der Kaiserstraße, 4. an dem Brunnen in der Löwengasse, und 5. an dem in der Jesuitengasse (jetzigen Bertholdstraße)¹.

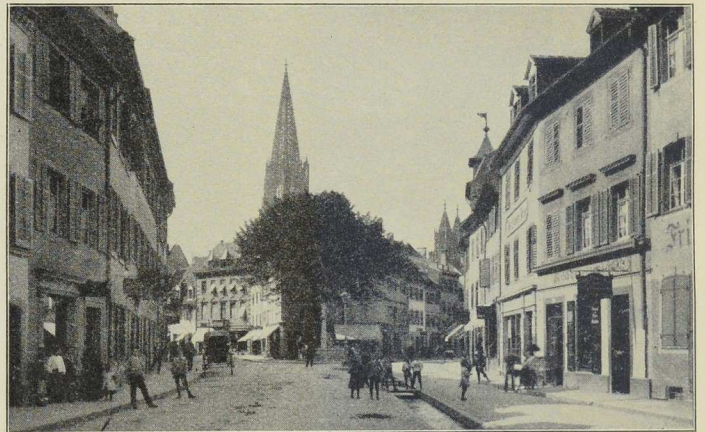
Die Schmiede in Oberlinden.

Zum Gesamtbild von Oberlinden gehörte endlich ehemals noch die alte Schmiede beim Schwabentor, die bis zum Jahr 1913 bestand, etwa da, wo jetzt der Schuhladen von Grumann ist. Daß dieselbe sehr alt ist — wurden doch daselbst die vielen zum Schwabentor hereinkommenden Pferde neu beschlagen —, bezeugen u. a. die Häusernamen um sie herum, wie zur kalten Schmiede (Oberlinden Nr. 11), zum schwarzen Rad (Nr. 17), zum Hufeisen (Nr. 21), alle auf der Ostseite, wo die Schmiede selbst sich befand. Überhaupt weisen ja gerade auch diese alten Häusernamen auf den lebhaften Verkehr und das mit demselben zusammenhängende Handwerk hin, so zum Sättelin (Nr. 7), zur großen Zange und zum schwarzen Rößlin (Nr. 25), zum roten oder schwarzen Stiefel (Nr. 18), zur blauen Säge (Nr. 23). An die Linde selbst und die um sie sich abspielenden Feste erinnern die Namen zur Lindenföhne (Nr. 9) und zum Maien (Nr. 13).

Oberlinden als Straßennamen.

Unverständlich ist es und ein Zeichen eines für allen historischen Sinn und alle Poesie unempfänglichen Zeitgeistes und nacktester Nüchternheit, daß man im Jahr 1866 durch obrigkeitliche Verfügung die schönen Namen Oberlinden und Unterlinden ganz verschwinden ließ in der offiziellen Bezeichnung der Straßen und Plätze. Es geschah dies durch einen Beschluß des Stadtrats vom 23. Dezember 1865, veröffentlicht im Verkündigungsblatt der Stadtgemeinde Freiburg Nr. 1 vom 3. Januar 1866, mit der Begründung, es sei „eine verbesserte Numerierung der Gebäulichkeiten und die Benennung verschiedener Straßen notwendig geworden“. Nun war ja die eine Neuerung durchaus zu begrüßen. Bisher liefen nämlich die Häusernummern durch die ganze Stadt hindurch, so daß man in der Altstadt allein bis fast auf 1000 (genau 973 nach dem Adreßbuch von 1866) kam. Jetzt wurde bestimmt: „Die Numerierung der Häuser wird künftig keine durchlaufende, sondern für jede Straße

eine besondere sein und im Verlauf des kommenden Jahres (1866) in Vollzug gesetzt werden“ — was dann auch am 11. August 1866 geschah. Das war gewiß praktischer als die bisherige Zählung, bei der immer wieder angegeben werden mußte, in welcher Straße nun die Nummern weiterliefen. Zu bedauern aber war, wie gesagt, daß man — im Zusammenhang mit neuen Straßenbenennungen — die Bezeichnung Salzstraße bis an das Schwabentor und die Bezeichnung Schiffstraße bis zum Vinzentiushaus hinunter ausdehnte, die Namen Oberlinden und Unterlinden also offiziell in der Verfertigung verschwinden ließ. Während sie aber als Straßennamen verschwanden, kamen sie in anderer Weise zu Ehren. Gerade damals wurde die Stadt (außer Herdern und Wiehre) statt der bisherigen sechs in vier Bezirke eingeteilt, welche die Namen: Oberlinden-, Münster-, Universitäts- und Unterlindenbezirk erhielten. Auf diese Weise lebten die beiden ehrwürdigen Namen also auch offiziell weiter, bis man im Jahr 1888, im ersten Amtsjahr des Oberbürgermeisters Dr. Winterer, sie auch als Straßen- oder Platznamen wieder einsetzte.



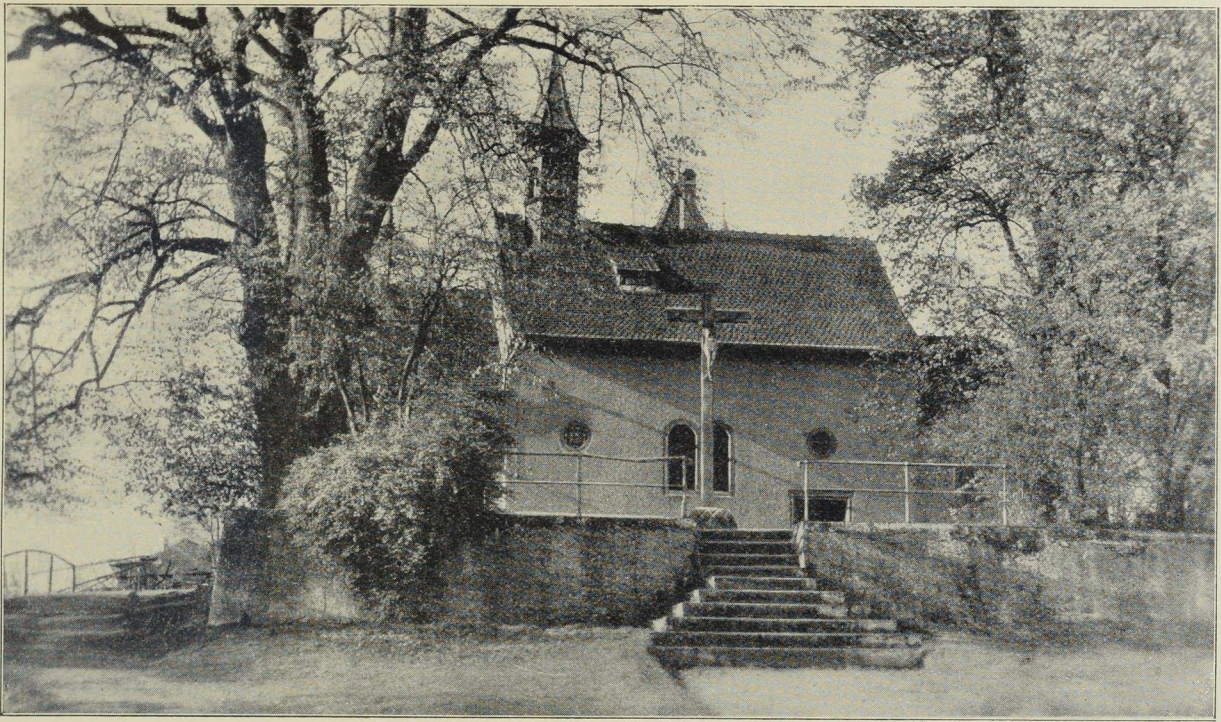
Oberlinden.

(Nach Lichtbild in den Städt. Sammlungen.)

Heute zeigt man auch seitens der Stadtbehörde wieder mehr Verständnis für Erhaltung des historisch Gewordenen und für Schonung alter Stadtbilder. So ist z. B. auch im Frühjahr 1929 die das Oberlindenbild störende Plakatsäule wieder verschwunden, und der schwäbische Bauer am Schwabentor, der das Städtle kaufen wollte, schaut in neuen Farben strahlend zu uns hernieder¹.

¹ Als bemerkenswert aus der neuesten Zeit darf hier erwähnt werden, daß im Februar 1929 infolge anhaltender strenger Kälte die ganze Brunnenanlage in Oberlinden tief zugefroren war und im April mit großer Mühe das Eis wieder aufgedauben werden mußte.

¹ Herrn Archivdirektor Dr. Fr. Hefele sei zum Schluß auch an dieser Stelle für viele Hinweise und Ratsschlüsse aufrichtigster Dank gesagt, ebenso Herrn Museumsdirektor Dr. W. Noack für Einsichtnahme in die alten Brunnenpläne.



Die Loretokapelle bei Freiburg.

Die Wandmalereien der Freiburger Loretokapelle auf ihre Herkunft zurückgeführt.

Von Oberkorrektor Josef Dotter.

Im ersten oder zweiten Jahre nach dem Weltkrieg trat ich nach langer Zeit wieder einmal in die Freiburger Loretokapelle ein. Ich war erstaunt, an den Wänden Malereien zu finden. In meiner Erinnerung wußte ich nichts von solchen. Die Bilder erregten sofort mein Interesse, denn das, was ich sah, war etwas Ungewöhnliches. Heiligenbilder, ja; aber da wiederholten sich gleiche Sujets mehrmals nebeneinander, einige Darstellungen griffen ineinander über, an einzelnen klafften große Lücken, und von einigen Figuren war wenig mehr als der Kopf vorhanden. Gestaltung und Malweise war mittelalterlich, so etwa die Art des 14. zum 15. Jahrhundert.

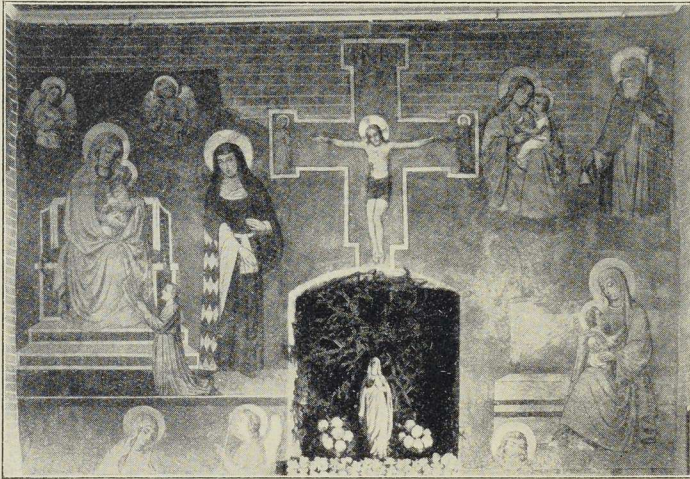
Neuschöpfungen der letzten Jahre in altertümlichem Stile konnten das natürlich wegen der angeführten Sonderbarkeiten nicht sein. Zudem stieß ich auch bald auf eine Signatur: „J. Schultis restauravit 1902.“ Es konnten aber auch keine Schöpfungen aus der Zeit unmittelbar nach Erbauung der Kapelle sein, die in das Jahr 1657 fällt, denn dann hätten sie barocken Charakter, etwa so wie das Bild über der Stiftungstafel an der Südwand. Sollte am Ende, fragte ich mich nun, an dem Platze schon im Mittelalter eine Kapelle gestanden haben, die im 17. Jahrhundert zu einer Loretokapelle adaptiert worden wäre?, und die Gemälde gehörten dieser mittelalterlichen Kapelle an? Bald trat ein neues Moment in meine Überlegung ein. An der Rück-

wand ist über der Fensteröffnung ein Kruzifix von byzantinisch-italienischer Art gemalt, eine ganz auffällige Erscheinung in unserem Lande. Wären die Malereien wirklich mittelalterlich, sollten sie dann vielleicht auf italienische Vorbilder zurückgehen? Nicht nur das merkwürdige Kruzifix, auch alles übrige würde dazu stimmen. Und jetzt war mir kein weiter Weg mehr zu dem Gedanken: Haben wir hier vielleicht Nachbildungen der Malereien des „heiligen Hauses“ zu Loreto in Italien vor uns, so wie der Bau unserer Freiburger Loretokapelle eine Nachbildung des dortigen Baues ist? Wäre das der Fall, so würde sich auch die Wiederholung des gleichen Sujets erklären. Solches kommt am ehesten in Wallfahrtskirchen vor, wo einzelne fromme Pilger aus Andacht oder Dankbarkeit nach eigenem Sinn Totivbilder anbringen lassen, ohne sich um schon Vorhandenes zu kümmern.

Das Ergebnis meines Besuches in der Kapelle war der Entschluß, die Lösung der aufgetauchten Fragen zu betreiben, soweit es in meinen Möglichkeiten lag.

Für Fernerstehende muß ich hier einige geschichtliche Angaben über die Kapelle einschalten. In den Bedrängnissen einer Schlacht des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1644, gelobten Freiburger Bürger, oder nach anderer Überlieferung, die Generäle der bayerischen Armee, nach glücklichem Ausgang Gott und Maria zum Dank eine Kapelle zu erbauen. Das Gelöbnis kam dreizehn Jahre später zur Ausführung,

hauptsächlich durch Bereitstellung der nötigen Geldmittel von seiten des Alt-Oberstmeisters Christoph Mang. Man erbaute auf dem Berglein im Süden von Freiburg, wo hauptsächlich die Kämpfe stattgefunden, eine Kapelle nach der Form des Heiligen Hauses in Loreto. Das Interesse für dieses Wallfahrtsheiligtum in Italien ist im 17. Jahrhundert in Deutschland besonders lebhaft geworden. In der Folge fügte man der Freiburger Kapelle an den beiden Schmalwänden noch selbständige kleinere Kapellenräume an. Der Eingang zur Hauptkapelle ist wie in Loreto selber an der Seite.



Gemälde an der Westwand der Freiburger Kapelle.

Zunächst suchte ich kurze Zeit nach meinem Besuch der Kapelle den damals noch lebenden, unterdessen aber verstorbenen Kunstmaler Schultis auf, der, wie ich oben bemerkte, unter einem Bilde der Rückwand als Renovator bezeichnet ist; ich wollte hören, was er mir über die Bilder sagen könnte. Der Meister berichtete, daß er durch Abkratzen der Tünche alte Bilder wieder aufgedeckt und mit aller Gewissenhaftigkeit renoviert habe, nur was er vorfand, ohne etwas hinzuzufügen; bloß die barocke Madonna in der Nähe des Altars habe er aus Auftrag neu gemalt. Dann fügte er noch hinzu: „Die Gemälde sollen Nachbildungen von denen im Heiligen Hause zu Loreto sein.“

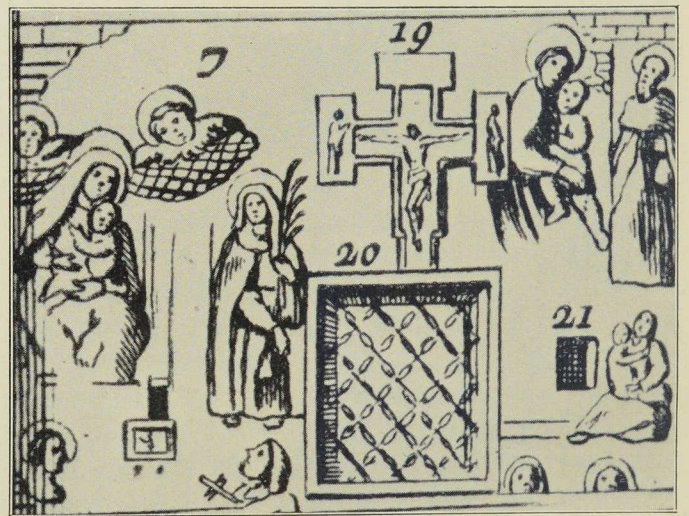
Es bestand demnach eine derartige Tradition in Freiburg, und ich war also wohl auf dem richtigen Wege mit meiner Vermutung. Ich wußte aber auch aus anderem Zusammenhang, daß in Loreto selber seit dem 17. Jahrhundert die Wandgemälde so gut wie ganz zerstört waren und daß es also galt, literarische Nachrichten oder alte Abbildungen zu finden.

Was meine oben hingestellten Gedanken betrifft, daß unsere Loreto-Kapelle vielleicht eine später adaptierte mittelalterliche Kapelle sein könnte, so konnte ich ihn bald beiseite legen. Es widersprachen ihm die ältesten Abbildungen von Freiburg mit dem Loretoberg, die mir bald nachher durch die Ausstellung anlässlich des 800jährigen Stadtjubiläums zugänglich wurden. Keine von ihnen zeigt einen derartigen Bau. Es widersprach ihm der Wortlaut der lateinischen Stiftungstafel an der inneren Südwand der Kapelle; es widersprachen ihm die Texte der zeitgenössischen Berichte über die Grundsteinlegung und Einweihung der Kapelle im 17. Jahrhundert.

In der Folge durchsuchte ich alle mir zunächst erreichbaren Bücher und Zeitschriften, die sich mit Loreto oder mit Loreto-Kapellen beschäftigen, konnte aber nur ungenügende allgemeine Angaben finden. Erst die Monographie „Loreto“ aus der Sammlung „Italia artistica“ brachte mich um einen guten Schritt vorwärts¹. Beim Durchblättern des Buches fand ich eine Abbildung der Rückwand des Heiligen Hauses, und von dieser schien mir an der gleichen Stelle wie in Freiburg, über dem Mauerfenster, befindlich das gleiche merkwürdige Kreuzifix entgegen, aber, soweit ich nach der Abbildung feststellen konnte, nicht gemalt, sondern aus irgend einem Material gebildet und an der Wand aufgehängt. Von Malereien war auf der Abbildung nur schwach ein Madonnenkopf mit Kopf des Kindes festzustellen, und zwar an der Stelle, wo auch in Freiburg eine Madonnendarstellung ist. Diese doppelte Feststellung konnte ich schon fast als Beweis für die Herkunft unserer Freiburger Gemälde von Loreto annehmen. Nach Ausweis des Textes und der Abbildungen in der Monographie sind die Wände im Innern tatsächlich heute rohes Mauerwerk und vom Rauch geschwärzt, nur ab und zu kann man einen kleinen Rest von Bewurf mit leichten Spuren von Malerei feststellen².

Beruhigen wollte ich mich aber mit diesem Ergebnis noch nicht. Doch vergingen ein paar Jahre, ohne daß es mir möglich war, weiteres zur Lösung meiner Aufgabe zu tun.

Eine neue Anregung bot sich, als ich im Jahre 1926 mich entschloß, nach langer Unterbrechung wieder eine Italien-



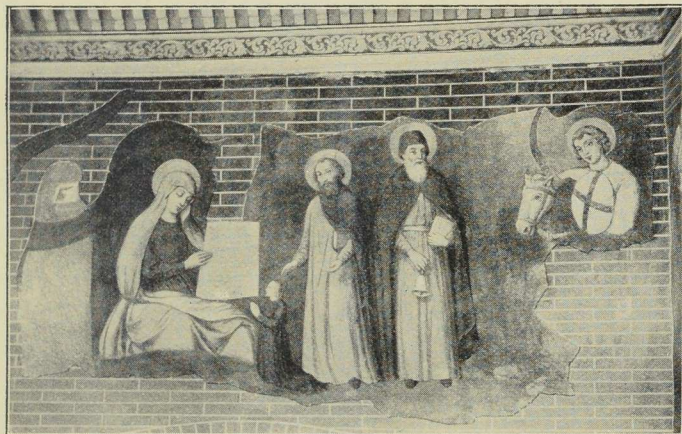
Ehemalige Gemälde an der Westwand des Heiligen Hauses in Loreto.

fahrt zu unternehmen. Da war es das Gegebene, daß ich in den Reiseplan auch Loreto einbezog, um das Heilige Haus mit eigenen Augen sehen und auf Wandgemälde hin prüfen oder auch sonst für meinen Zweck etwas erfahren zu können. Die Reise kam zur Ausführung. Aber der Augenschein vermehrte meine Kenntnisse nicht über das hinaus, was die Abbildungen des erwähnten Buches gezeigt hatten. Denn an den Wänden ist wirklich fast jede Spur von Malerei

¹ Bergamo 1910, Istituto Arti Grafiche.

² „Le pareti sono quasi nella loro totalità rozze ed annerite dal fumo dei ceri e delle lampade; solo quà e là si notano avanzi d'intonaco che mostrano tenui tracce di antiche pitture“ (S. 114).

verschwunden und man sieht in dem durch Lampen erhellten Raum nur nacktes Mauerwerk. Ja ich hatte sogar den Eindruck, daß auf der Photographie mehr zum Vorschein gekommen war, als mit dem Menschenauge zu erkennen ist, oder vielleicht war auch die natürliche Zerstörung seit Aufnahme der Photographie noch weiter fortgeschritten. Mit gewisser freudiger Erregung sah ich aber das Kreuz an der Rückwand, wie es mir von der Freiburger Kapelle und von der Abbildung in der Monographie her bekannt war, und es ist tatsächlich nicht gemalt, sondern an der Wand aufgehängt, wie ich vermutet hatte¹. Nach der Besichtigung



Gemälde an der Südwand der Freiburger Kapelle.

der Kapelle fragte ich nach dem an der Wallfahrtskirche wirkenden Geistlichen für die Deutschen, um etwa von ihm Weiteres erfahren zu können. Man sagte mir, er sei in der Kirche und ich möchte ihn dort selber auffuchen. Das tat ich und fand ihn auch bald. Ein sympathischer, ruhiger Mann, ein geborener Däne, der fließend Deutsch spricht. Er stellte sich mir bereitwillig zur Verfügung, und ich unterhielt mich lange mit ihm. Und sein Bescheid auf meine Frage nach den alten Gemälden des lauretanischen Heiligtums? „Seit Jahrhunderten sind die Bilder verschwunden, und man weiß nicht mehr, was sie darstellten. Und auch unsere Bibliothek enthält nichts darüber.“ Ich ging von Loreto etwas niedergeschlagen, aber nicht entmutigt fort.

Es wurde mir bekannt, daß in dem Streit um die Echtheit oder Unechtheit des Heiligen Hauses in Loreto auch der münsterische Universitätsprofessor Georg Hüffer eingegriffen hatte mit einem zweibändigen Werke². Ich verschaffte es mir. Denn obwohl rein historische Interessen verfolgend, konnte es am Ende doch auch künstlerische Fragen streifen. In der Tat fand ich darin manche für mich beachtenswerte Angabe und besonders den Hinweis auf ein Werk von Pietro Martorelli über das Heilige Haus aus den Jahren 1732—1735, das mir den günstigen Abschluß meiner Untersuchung bringen sollte, was ich hier gleich vorausnehme³.

¹ „Dipinta su tela distesa su tavola“ („auf Leinwand gemalt, die auf eine Holztafel aufgezogen ist“), las ich nachher in einem Wallfahrtsbüchlein, das ich in Loreto gekauft hatte.

² Georg Hüffer, Loreto. Eine geschichtskritische Untersuchung der Frage des Heiligen Hauses. 2 Bde. Münster, Aschendorff, 1913 und 1921.

³ Martorelli, Teatro Istorico della S. Casa Nazarena. 3 Bde. Rom 1732—1735. — Petrus Valerius Martorelli war 1703—1724

Dorerst erfuhr ich aus Hüffers Werk Folgendes: Nach Abbildungen bei Martorelli, sagt er, waren an den Wänden des Heiligen Hauses „Bilder von Heiligen und insbesondere der Mutter mit dem göttlichen Kinde, wie es in einer Wallfahrtskirche natürlich ist. . . . Man glaubt in einem Heiligen Ludwig IX. von Frankreich zu sehen. . . . Es waren auch der hl. Antonius, Jacobus Major, die Drei Könige dargestellt.“¹ — Also auch der hl. Antonius, der die Freiburger Kapellenwände in zweifacher Darstellung zierte, hat sein Vorbild in Loreto. Ich buchte das gerne als ein neues „Haben“.

Weiter erfuhr ich auch aus dem Werk von Hüffer, daß die Malereien zu Loreto schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts verschwunden seien.

Jetzt galt es mir, das Werk Martorellis kennen zu lernen mit jenen alten Abbildungen. Nachdem eine Reihe von deutschen Universitätsbibliotheken das Nichtvorhandensein des Werkes gemeldet hatte, wandte ich mich brieflich wiederum an den deutschen Pönitentiar in Loreto mit der Anfrage, ob es etwa in der dortigen Bibliothek vorhanden sei. Das war zwar unwahrscheinlich, denn, wie oben bereits erwähnt, hatte der geistliche Herr mir bei meiner Anwesenheit in Loreto versichert, daß man dort keine Kenntnis der alten Bilder habe, was er nicht sagen konnte, wenn Martorellis Werk in der lauretanischen Bibliothek stand. Und wirklich mußte er mir verneinenden Bescheid senden. Gleichzeitig wies er mich an die Vatikanische Bibliothek. Und von dieser aus wurde nun der Schlußstein auf das Gebäude meiner Untersuchung gesetzt. Durch gütige Vermittlung des Herrn



Ehemalige Gemälde an der Südwand des Heiligen Hauses in Loreto.

Universitätsprofessors Dr. Allgeier, der einen tüchtigen römischen Photographen für solche Zwecke an der Hand hatte, gelang es mir, eine photographische Reproduktion der Tafel bei Martorelli, die das ganze Innere der Kapelle mit den Malereien darstellt, nebst den zugehörigen erklärenden Textseiten zu bekommen.

Ich erlebte eine große Freude. Sigur für Sigur der Tafel, soweit sie die Rückwand und die Südwand zieren, finden sich in Freiburg wieder, angefangen

Bischof von Seltre, resignierte in letzterem Jahre und widmete sich dann geschichtlichen Studien über das Heilige Haus von Loreto, deren Frucht das genannte Werk ist (Hurter, Nomenclator literarius theologiae catholicae [3. Aufl., Innsbruck 1903] Bd. IV, Kol. 1260).

¹ Hüffer I 51, Anmerkung 1.

bei den Engelbüsten der einen Wand bis zu der Madonna gegen den Altar hin an der andern. Wer den beiderortigen Bilderschmuck nach den hier eingefügten Abbildungen¹ vergleicht, wird das selber alsbald feststellen. Einzig die Figur des Reiters am Ende der Südwand genügt dafür, an der in Freiburg ziemlich genau die gleiche Lücke klappt wie auf der Tafel bei Martorelli. Abweichungen in Einzelheiten, die ich nachher noch namhaft machen werde, sind wohl durch den unsichern Befund bei der Aufdeckung begründet, wo sicherlich nicht mehr alles deutlich zu erkennen war, oder zum Teil auch dadurch, daß, was ich ebenfalls nachher darlegen werde, der erste Freiburger Maler nicht nach der Kopie, die Martorelli gibt und die sekundär ist, malte, sondern nach einer andern, primären und wohl besseren. Denn Martorellis Tafel ist keine gute Leistung.

Es ist also Tatsache, daß die Wandmalereien der Freiburger Loretokapelle genaue Nachbildungen derjenigen zu Loreto selber sind und daß in Freiburg in monumentaler Form zum größten Teil erhalten ist, was in Loreto selber seit Jahrhunderten verschwunden ist.

Die Tafel bei Martorelli enthält neben den Wandgemälden auch einen großen Grundriß des Heiligen Hauses nebst eingehenden Erläuterungen in italienischer Sprache, wie die hier beigegebene Abbildung zeigt. In Loreto war auch die Nordwand bemalt, was ebenfalls aus der Abbildung zu ersehen ist. In Freiburg ist sie bis auf zwei Engelfiguren ohne Gemälde; aber vielleicht hatte sie früher auch ihren Schmuck, der wohl, weil die Nordseite feuchter ist, so weit durch natürliche Einflüsse zerstört wurde, daß bei der Renovierung keine brauchbaren Reste mehr zu finden waren. Meine Vermutung früherer Bemalung der Nordwand kann ich auch damit stützen, daß in der im Jahre 1668 erbauten und der Freiburger sehr ähnlichen Loretokapelle bei Jestetten gegenüber zwei Madonnenbildern der Südwand ein Bild der hl. Katharina an der Nordwand als Rest alter Bemalung bloßgelegt ist. Die hl. Katharina bildete aber in Loreto einen Bestandteil des Schmuckes der Nordwand, wie sich auf Martorellis Tafel und in der unten folgenden Beschreibung der Malereien zeigt. Wenn in Jestetten die Nordwand bemalt war in Nachahmung von Loreto, was mir heute soviel wie sicher ist, so wird sie es auch in Freiburg gewesen sein. Mein Besuch der Jestetter Kapelle liegt ziemliche Zeit zurück, aber ich konnte natürlich den Zusammenhang erst erkennen, nachdem ich in den Besitz der Tafel gekommen bin. Es ist schließlich auch an und für sich nicht wahrscheinlich, daß man die eine Längswand der Kapelle bemalte und die andere leer ließ, zumal man ja die Vorlage für die Bemalung hatte. Die beiden genannten Engel könnten auf vorgefundene Spuren zurückgehen, denn nach Ausweis der Abbildung befanden sich solche in Loreto an der entsprechenden Wand, wenn auch nicht am gleichen Platze.

* * *

¹ Die große Geschicklichkeit erfordernden photographischen Erstaufnahmen der Freiburger Bilder machte mir in freundschaftlicher Weise Herr Franz Pfeiffer, dem ich auch an dieser Stelle nochmals herzlich danke.

Was hat es für eine Bewandnis mit den Kopien, die Martorelli seinem Werke einverleibt hat? Die Antwort kann uns Deutsche sehr interessieren. Martorelli geht bei seinen Angaben über die Gemälde von Loreto auf einen älteren Autor namens Silvio Serragli zurück, der im Jahre 1634 ein Werk über das Heilige Haus veröffentlichte¹, und er sagt:

„Ich beschreibe das, was an den Wänden noch vorhanden ist oder noch vorhanden war, als Serragli die Beschreibung machte, und ich gebe auch eine Kopie des Kupferstichs, der in Deutschland gedruckt wurde und der das Innere des Heiligen Hauses zeigt, damit das Gedächtnis daran leichter erhalten bleibe, falls die Bilder im Laufe der Zeit noch mehr oder ganz zu Grunde gingen. Folgendes also habe ich aus Serragli (Kap. 13) und aus Cinelli² (Bogen 22 seines Manuskriptes) entnommen: Im Jahre 1625 wurden die Gemälde auf Betreiben einiger deutscher Fürsten von einem Maler, den sie auswählten, sorgfältig untersucht und abgezeichnet beim Licht von mehreren Säckeln, und man verwendete darauf vier Wochen Zeit.“

Also gehen die für Freiburg benützten Kopien auf das Jahr 1625 und wahrscheinlich auf einen deutschen Maler zurück und wurden in Deutschland durch Druck vervielfältigt. Sie sind also mindestens etwa 30 Jahre älter als die Freiburger Nachbildungen. Nach dieser Ausgabe — mit französischen Erläuterungen, laut Martorelli; ob es aber nicht heißen soll: „mit deutschen Erläuterungen“? — wurde nach Angabe Martorellis auch ein italienischer Druck hergestellt mit italienischen Erläuterungen³, und einen Abdruck dieser italienischen Nachbildung haben wir in der Tafel bei Martorelli vor uns. So ergibt sich vielleicht, neben der bereits genannten, eine weitere Erklärung für die mancherlei Einzelabweichungen der Freiburger Bilder gegenüber der Tafel.

* * *

Was stellen die Bilder dar? Zunächst macht Martorelli darüber eine allgemeine Bemerkung, die sich ungefähr mit dem deckt, was ich meinerseits eingangs geäußert habe: Der Umstand, daß die Madonna wiederholt dargestellt ist, „läßt mich glauben, daß es Vorbilder verschiedener Personen sind, die bald da, bald dort die heilige Jungfrau und die Heiligen darstellen ließen, zu denen sie eine besondere Andacht hatten“. Und dann gibt er das Wort an Serragli zu einer eingehenden Beschreibung mit genauer Angabe der Farben. Mit diesen Angaben stimmen die Farben in den Freiburger Gemälden fast durchweg überein. Es ist davon abzunehmen, daß die zur Verwendung gekommene Vorlage ein Farblendruck war. So erklärt es sich auch, wie

¹ Santa Casa abbellita, gedruckt in Macerata. Später ließ er ein zweites Werk über Loreto folgen (Macerata 1654): Relazione della S. Casa di Loreto. Über die Persönlichkeit Serraglis konnte ich, so sehr ich mich auch um Erlangung von Daten bemühte, nichts feststellen.

² Cinelli, 1624 geboren, wurde Arzt, erhielt akademische Lehrstühle, ging dann wieder in die Praxis zurück und war zuletzt „Arzt des Heiligen Hauses“ zu Loreto. Er war vielfach schriftstellerisch tätig, seine Arbeiten blieben aber zum Teil unveröffentlicht. Er starb 1706. (Nach Tiraboschi, Storia della letteratura italiana.)

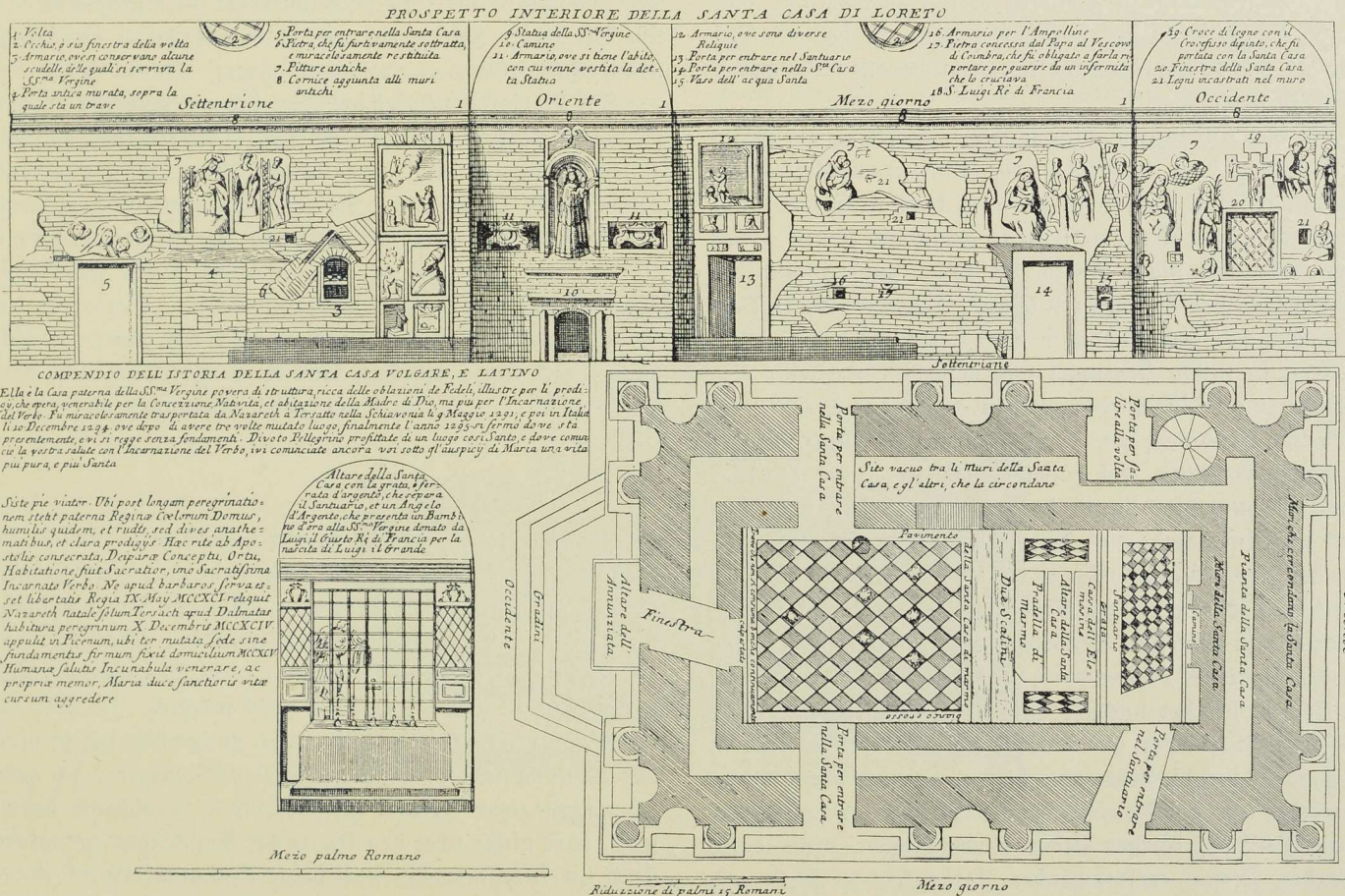
³ „... die Angaben sowohl in dieser italienischen Ausgabe wie auch in der in Deutschland gedruckten französischen, von der die italienische genommen ist...“, sagt Martorelli I 164.

der Maler der Barockzeit auch in der Malweise so mittelalterlich zu sein vermochte. Diese Gleichfarbigkeit zeigt ferner, mit welcher Gewissenhaftigkeit Maler Schultis die Renovierung ausführte.

Ich lasse nun die Beschreibung von Serragli¹ in deutscher Übersetzung folgen:

„Drei Wände sind bemalt. Im Westen [die Orientierung der Freiburger Kapelle stimmt mit der in Loreto überein, wie überhaupt die Freiburger Nachbildung in allen Stücken überraschend genau ist] sieht man verschiedene in drei Reihen angeordnete Figuren. Oben links anfangend zwei Engelbüsten zwischen zwei Körbchen mit Diademen auf dem Haupte

in königlichem Talar mit einem rot und weiß quer gestreiften Unterkleid und rotem Mantel. Es hängt ihm von der rechten Hand ein Eisen (Sessel) herunter, da er auf dem Kreuzzug gefangen genommen worden war, und in der Linken hält er einen Stab aufrecht als Königszepter. [Diese Figur ist in der Freiburger Kapelle zu einer klösterlichen Frauengestalt geworden; an die Sessel erinnert das abwärts hängende breite Ende des Gürtels; die Querstreifung ist in zackigen Formen auf den Mantel übergegangen. Aber auch die Figur bei Martorelli scheint eine weibliche heilige darzustellen. Auf der Tafel bei Martorelli und, wie dieser selber angibt, auch auf der in Deutschland gedruckten Ausgabe derselben



Tafel in Martorellis Werk über Loreto.

mit schillernden Kleidern und blaugrünen Flügeln; rechts eine Madonna bis zu den Knien mit dem stehenden Kinde vor sich [in Freiburg auf deren Arm sitzend], das einen Vogel in der Hand hält; sein Kleidchen ist blau, ähnlich dem Mantel der Mutter, deren Unterkleid rot ist. Seitlich davon ist der heilige Abt Antonius mit einem Buch unter dem Arm [das Buch fehlt in Freiburg] und einem Glöcklein in der Hand, in rotem Mantel und gelblichem Untergewand, eine Mütze auf dem Kopf. — In der zweiten Reihe links wiederum ein Bild der Madonna mit dem Sohn stehend auf ihrem Schoße, indem sie sich mit schöner Gebärde und Andacht anschauen; weiß ist das Kleid des Kindes, blau der Mantel und rot das Kleid der Mutter. Ihr zur Seite steht die Figur des hl. Ludwig von Frankreich

wird die Figur des an der Südseite befindlichen hl. Georg als der hl. Ludwig bezeichnet. Hüfner läßt übrigens nicht gelten, daß in Loreto ein Bild des heiligen Königs Ludwig IX. von Frankreich vorliege, weil Krone und wohl auch das Zepter fehlten. [Diesem Bilde entsprechend ist auf der anderen Seite die Figur der Madonna sitzend von ähnlichen Formen und Farben wie die oben genannte, mit dem zur Hälfte sichtbaren Kinde in rotem Kleide gegen sich gewendet. In der dritten Reihe links, wo der Bewurf der Wand endet, erscheint mit halber Büste ein Madonnengesicht, wiederum mit blauem Mantel und rotem Kleide, und darüber hängt eine Art Totivtäfelchen mit einer knienden Gestalt, blau in rotem Felde. [In Freiburg kniet die Gestalt als selbständige Figur und ziemlich groß vor dem Thron der Madonna der höheren Bilderreihe. Ob das sich etwa

¹ Bei Martorelli I 165—164.

so verhielt auf der Kopie deutschen Ursprungs oder ob der Renovator bei schlechtem Befund sich nicht anders zu helfen wußte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hätte er so eine ganz glückliche Lösung gefunden¹.] Gegenüber der Madonna ist bis zu halbem Körper ein beflügelter, rotgekleideter Engel mit Stabkreuz in der Hand. [Serragli oder sein Gewährsmann hat nicht verstanden, daß dieses Bruchstück mit dem vorgenannten Madonnenkopf zusammengehört und die beiden Stücke der Rest einer Verkündigungsdarstellung sind.] Auf der anderen Seite rechts kommen nur zwei halbe Köpfe hervor, wie von Heiligen. So endigt diese Wand. [Der Freiburger Maler hat nicht versucht, diese beiderseitigen Bruchstücke zu ergänzen: ein Beweis dafür, wie sehr man in Freiburg darauf bedacht war, eine genaue Nachbildung des Heiligen Hauses zu haben. Daß auch der Renovator es nicht tat, brauche ich nicht besonders hervorzuheben.]“

„An der Südwand, anfangend in der Ecke, wo sie an die Westwand stößt, sieht man hoch oben ein unvollständiges Bild wie eines hl. Georg zu Pferd in blauem Gewand mit einem mit rotem Kreuz versehenen Schild am Arme. Dann folgt wieder die Figur des hl. Antonius, ganz ähnlich der beschriebenen von der anderen Wand. Daneben ein hl. Bartholomäus mit dem Messer in der Hand und einem Buch im Arm, in rotem Überwurf und gelbem Unterkleid. [In Freiburg eine indifferente Figur geworden ohne Messer.] Er streckt eine Hand nach dem Kopf einer vor der Madonna auf den Knien betenden, rot gekleideten Person aus; die Madonna ist auch hier sitzend dargestellt mit dem stehenden Kind auf dem Schoß; dem Kind fehlt aber der Oberkörper, weil der Bewurf abgefallen ist. [In Freiburg hat die Madonna hier an Stelle des Kindes eine Schrifttafel in den Händen, also fand der Renovator nur unerkennbare Reste von der Figur des Kindes vor²; noch schlechter war offenbar der Befund bei der nächsten Figur.] Es folgt dann, ebenfalls ohne Oberkörper, aus dem gleichen Grunde, eine Figur, die man für den hl. Franziskus hält, wegen des graudunkeln Gewandes und des herabhängenden Strickes. [Schultis war so gewissenhaft, hierher lieber einen großen, etwa einer stehenden Person entsprechenden Farbenfleck zu setzen, als eine Figur frei zu erfinden.] Gegen den Altar zu sieht man noch einmal sitzend die Madonna in rotem Mantel und blauem Unterkleid, die Arme zusammengelegt und mit andächtigem Gesichtsausdruck. [Auch diese Figur erscheint am entsprechenden Platz in der Freiburger Kapelle; weil sie aber von den andern getrennt ist, hätte sie eine eigene photographische Aufnahme zu machen verlangt, wovon ich glaubte absehen zu dürfen.]“

Die Bilder der Nordwand, die in Freiburg, abgesehen

¹ Das bei Dilger in Freiburg (ohne Jahrzahl, aber nach der Renovierung der Freiburger Kapelle) erschienene Loretobüchlein sieht hier — die Gruppe mit der legendarischen Geschichte des heiligen Hauses in Beziehung setzend — den Pfarrer von Tersato, dem Ort der ersten Niederlassung des heiligen Hauses nach der mit Engelhilfe geschehenen Luftwanderung, vor der Madonna kniend. Nach obiger Beschreibung ist diese Deutung wohl nicht haltbar; im Anfang des 17. Jahrhunderts kannte man in Loreto diese Deutung nicht.

² Das erwähnte Freiburger Büchlein deutet die Gruppe als Ludwig den Heiligen, der Dank darbringend vor der heiligen Jungfrau kniet. Dies wird nach obigem ebenfalls nicht haltbar sein.

von zwei Engelsgestalten beiderseits des Fensters, unbemalt ist, früher aber doch wohl auch bemalt war, stellten in Loreto nach Serragli dar: Östlich beginnend zuerst eine Gestalt mit Buch in der Hand¹, dann die hl. Katharina, dann die Madonna mit dem Kind auf ihrem Schoße stehend, dann noch einmal eine Madonna und endlich zwei Engel, ähnlich wie an der Westwand. Daß auch in Freiburg die Nordwand einst bemalt war, diese Annahme wird außer der allgemeinen Erwägung, daß man einen Kirchenraum kaum einseitig bemalt, zumal wenn wie hier der Bemalung eine bestimmte Absicht zugrunde lag, eben auch durch das Dasein von zwei kleinen Engelsgestalten gestützt. Allerdings nehmen sie nicht genau den nach der Vorlage ihnen zukommenden Platz ein. Es wurde von mir schon oben der vermutliche Grund für das jetzige Fehlen von weiteren Bildern an der Nordwand angegeben.

Auf Martorellis Tafel schließen sich an die beschriebenen Bilder ostwärts an den beiden Längswänden, wie es auch unsere Abbildung zeigt, noch weitere Bilder an, anscheinend aufgehängte Motivbilder. Sie entfallen aber auf den durch die Altarwand abgetrennten kleinen Raum, der in Loreto il Santuario genannt wird, und gehören also nicht zum Wandschmuck des großen Kapellenraumes. Martorelli hat sie nicht beschrieben und ich kann auch von einer Beschäftigung mit ihnen absehen, weil sie in Freiburg nicht vorhanden sind; — ob aber etwa früher vorhanden waren?

* * *

Meine Aufgabe, wie ich sie mir gestellt hatte, glaube ich erledigt zu haben. An verschiedenen nebenliegenden Fragen bin ich absichtlich vorbeigegangen. Als zur Sache gehörig kann aber noch die Frage gestellt werden: Wer ist der Maler der Freiburger Bilder? An diese Frage näher heranzugehen, war mir bis jetzt nicht möglich. Ich halte sie allerdings nicht für wesentlich, denn es handelt sich ja nicht um Neuschöpfungen, sondern um Nachbildungen. Ich habe die einschlägigen Fasszettel im Freiburger Stadtarchiv durchsucht, aber nichts über den Maler der Wandbilder gefunden. Auch im Münsterarchiv und beim Münsterpfarramt findet sich nichts. Man ist also auf Vermutung angewiesen, wenn man nicht ganz schweigen will. Ich riet zunächst auf den angesehenen Konstanzer Maler Johann Christoph Stohrer. Dieser hat laut Signierung im Jahre 1659 das schöne Bild der Verkündigung Mariä und der Vermählung mit Joseph in der Vorkapelle (Josephskapelle) geschaffen². Er wurde 1611 in Konstanz geboren und hielt sich lange Zeit als Schüler und Gehilfe Ercole Procaccinis in Mailand auf. Nachher kehrte er wieder in seine Heimat Konstanz zurück. Hier und im übrigen Bodenseegebiet und darüber hinaus in weiterer Ferne entfaltete er dann eine reiche künstlerische Tätigkeit³. Der geistige und geistliche große Förderer der

¹ Diese Gestalt kann wohl als der hl. Jacobus Major angesprochen werden, den Hüffer (s. oben) erwähnt. Ein Buch ist in der alten Kunst das allgemeine Apostelattribut.

² Nach Ausweis einer Rechnung im Stadtarchiv wurden ihm dafür 170 Gulden bezahlt.

³ Siehe darüber das Allgemeine und das Schweizerische Künstlerlexikon sowie Rupperts Konstanzer Geschichtliche Beiträge.

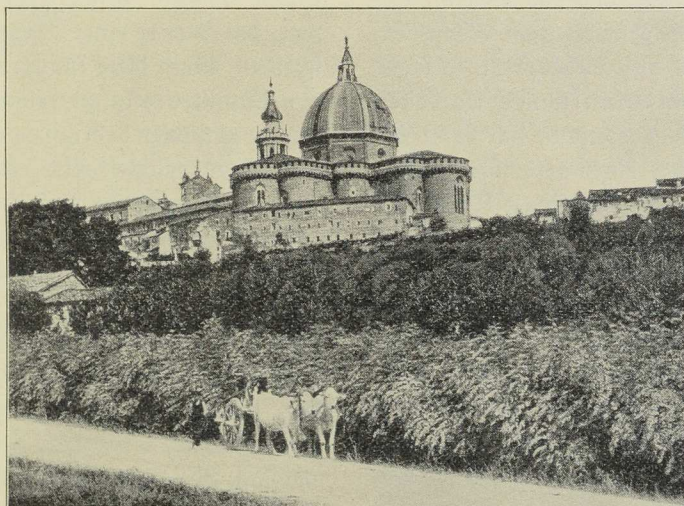
Freiburger Loretokapelle, Kapuzinerguardian Schächtelin, derselbe, der im Jahre 1650 in Rom die Reliquien des Katakombenheiligen Alexander für Freiburg erhielt und auf der Reise dahin oder von dort zurück wohl auch Loreto besucht hat, wurde im Jahre 1656 nach Konstanz versetzt. Dort hat er ohne Zweifel den Maler Stohrer kennen gelernt und dürfte ihm den Auftrag für das Altarbild in der Josephskapelle und für die Wandgemälde in der eigentlichen Loretokapelle gegeben oder verschafft haben. Die Konstanzer lokale kunstgeschichtliche Forschung kennt allerdings keinerlei Tätigkeit Stohrers in Freiburg, und doch trägt das Altarbild seine Signatur!

Nun machte mir in den letzten Wochen Herr Fabrikant Dr. Brenzinger die Mitteilung, daß in seiner Familie eine Tradition bestehe, wonach ein Brenzinger, wohl der um die Mitte des 17. Jahrhunderts geborene Maler Johann Kaspar Brenzinger, der auch einige Zeit in Italien zugebracht hat (1681—1685?), „ein Bild“ oder „Bilder“ in

der Loretokapelle gemalt habe. Auch hier würde der Kapuzinerguardian Schächtelin ins Spiel kommen; denn des Malers Schwester war mit einem Schächtelin verheiratet. Auch Christoph Mang, der finanzielle Träger der Kapellenstiftung, hatte wohl nahe Beziehungen zur Familie Brenzinger und dem Maler in der Familie. Die Gründe zu seinen Gunsten hinsichtlich der Autorschaft der Wandmalereien würden mir mehr wiegen als die zu Gunsten Stohrers, wenn nicht seine Manneszeit so beträchtlich abläge von der Erbauungszeit der Kapelle.

Mit diesen Vermutungen müssen wir uns zufrieden geben, bis vielleicht einmal noch ein verborgenes Dokument ans Tageslicht kommt, das Gewißheit schaffen kann¹.

¹ Während der Drucklegung dieses Aufsatzes erfuhr ich noch, daß der 1625 in Deutschland hergestellte Kupferstich weder im Kupferstichkabinett des Germanischen Museums in Nürnberg noch in der Staatl. Graphischen Sammlung in München noch in der Graphischen Sammlung Albertina in Wien vorhanden ist. Den genannten Instituten sei hier für ihre Auskunft bestens gedankt.



Die Basilika in Loreto, unter deren Kuppel das Heilige Haus steht.

Die Kyburg bei Freiburg i. Br.

Von cand. phil. Otto Kantorowicz.

Von dem gewaltigen Massiv des Erzkastrons zieht sich ein langer Kamm in nordwestlicher Richtung bis dicht vor die Tore Alt-Freiburgs. Einer der westlichsten Köpfe dieses Bergrückens ist der Kybfelsen, der einen prachtvollen Blick in die Täler zu seinen Süßen gewährt, und von dem aus man eine umfassende Aussicht über die Gipfel des südlichen Schwarzwaldes, die Freiburger Bucht, Kaiserstuhl und Vogesen genießen kann.

Dieser Gipfel und besonders seine etwas tiefer gelegenen Felsen waren oft das Ziel meiner Streifzüge. Wohl kannte ich die Sagen über diese Felsen, die von einer Burg und ihren Schätzen berichteten, aber ebensogut erinnerte ich mich, in der Schule gelernt zu haben, daß dort oben eine Burg nicht gestanden hat und daß die Kyburg Uhlands in der Schweiz sei. Eines Tages fiel mir jedoch auf, daß das Gestein, das den Boden bedeckte, nicht hier oben gewachsenem Felsen entstammen konnte. Viele Bachkiesel und Kalkbrocken, ja sogar Buntsandsteinstücke zeigten sich dem aufmerksam gewordenen Auge, und ein großer „Selsblock“ entpuppte sich beim näheren Zusehen als Mauerwerk von einer derartigen Mächtigkeit, daß es unmöglich zu einem gewöhnlichen Wohnhaus oder einer Schutzhütte gehört haben konnte. Dieser Mauerblock ging in einen grasüberzogenen Wall von geringer Höhe über, in dem ich den Grundriß eines Turmes vermutete, und dessen Bedeutung ich, wie sich später zeigte, richtig erraten habe. Bei weiterem Suchen fanden sich in etwa 30 m Entfernung noch mehr Mauerreste, so daß erwiesen war, daß hier oben ein größeres Bauwerk, das nach Lage der Dinge nur ein Befestigungswerk gewesen sein konnte, gestanden hat.

Es gelang, das Städtische Forstamt und die Geologische Landesanstalt für die Sache zu interessieren, und auf Grund eines Gutachtens der letzteren bewilligte mir das Forstamt einen Arbeiter, mit dessen Pickel und Spaten wir einen weit größeren Umfang der Anlage feststellten als zuerst ersichtlich. Diese Arbeiten wurden Pfingsten 1926 ausgeführt. Je mehr wir fanden, desto unübersichtlicher wurde die Gesamtanlage. Deshalb entschloß sich das Forstamt, mir während der Sommerferien für längere Zeit einige Arbeiter zur Verfügung zu stellen, und nachdem die bezirksamtliche Erlaubnis und die der Grundeigentümer, der Stadt Freiburg und des Herrn v. Hoven in Kappel, erteilt worden waren, stand umfangreichen und gründlichen Grabungen nichts mehr im Wege. Sie wurden Ende Juli begonnen und dauerten mit einer Pause von einer Woche bis Ende September. Im folgenden Jahr fanden nur noch kleinere Grabungen zur Klärung einiger Probleme, die sich erst beim Ausarbeiten des Lageplanes ergaben, statt.

Bei der Arbeit verfahren wir derart, daß wir dort, wo wir Mauern vermuteten, einen Graben senkrecht darauf zu trieben, und wenn wir die Mauerkante gefunden, uns an dieser entlang arbeiteten, soweit sie sich verfolgen ließ. Dann

begannen wir wieder an einer anderen Stelle, wobei uns meist ein paar kaum sichtbare Steinkanten den ersten Hinweis gaben, aber noch viel öfter uns betrogen haben, so daß wir oft erst nach mehreren Arbeitstagen erkannten, daß wir hier keine Mauern vor uns hatten, sondern daß uns der mehr oder minder regelmäßig gelagerte und mörteldurchsetzte Schutt zusammengestürzter Bauteile genarrt hatte. Die Unterscheidung, was ist Schutt und was ist Mauer, bereitete die Hauptschwierigkeit. Wir haben sie des öfteren, wenigstens in dem Sinne: Hier liegt Schutt, durch die Kleinfunde an Scherben und Knochen, beseitigen können, die natürlich im Mauerwerk nicht enthalten sein konnten. Aber auch dies war kein ganz einwandfreier Schluß, da wir unter einer verhältnismäßig spät errichteten Mauer einige Knochen hervorziehen konnten. Wir erkannten auch bald, daß es unmöglich war, das Innere einer Mauer vom lockerem Schutt zu unterscheiden, wenn diese Mauer von Erde überdeckt und der Kalk von Baumwurzeln ausgelaugt war. Lediglich an der Kante konnte man dies bestimmen und auch da oft nicht mit Sicherheit. Dann mußten wir, selbst auf die Gefahr hin, etwa vorhandene Mauerreste unwiderbringlich zu zerstören, die Verantwortung dafür übernehmen, den Graben, immer auf der Selssohle vorgehend, weiterzutreiben. Manchmal lag die Mauer dann dicht hinter der vermeintlichen Kante, wie z. B. am Südstollen, manchmal fanden wir auch keine Mauer, entweder weil bestimmt keine dort war, oder weil sie verschwunden. In einigen Fällen war nur die eine äußere Mauerkante deutlich erkennbar, und trotz aller Mühe war es unmöglich, die andere Seite zu bestimmen, da die Mauer anscheinend allmählich in den Felsen übergeht. Oft war auch der Boden von Wurzeln derart durchsetzt, daß mit dem Pickel kaum vorwärtszukommen war und immer die Gefahr bestand, beim Herausreißen der Wurzeln auch die Mauer zum Einsturz zu bringen. Vor allem gehört zum Graben auch Glück; so wurde uns das Auffinden des Südendes dadurch erleichtert, daß einer von uns über die grasüberzogene Schwelle des Pförtchens stolperte.

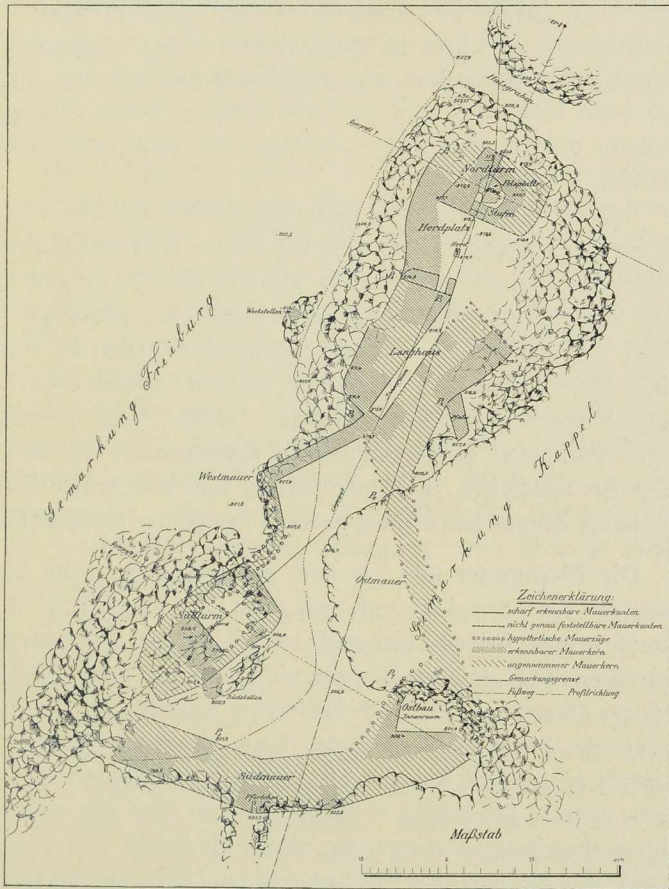
Mangels eingehender Sachkenntnis meinerseits mußte das Ziel der Grabungen auf die Aufdeckung des Grundrisses beschränkt werden. Selbstverständlich wurden trotzdem auch alle Kleinfunde, die wir machten, gewissenhaft geborgen und der Bearbeitung durch Sachleute zugeführt.

Das Hauptergebnis, den Grundriß, hat das städtische Vermessungsamt in einem gut gelungenen Plan festgehalten, und an Hand dieses hier abgebildeten Planes möchte ich nun eingehend die Anlage beschreiben.

Wie aus dem Plane ersichtlich, erstreckt sich die Burg in der Nord-Südrichtung auf einem Sessengrat. Die Gemarkungsgrenze zwischen Kappel und Freiburg durchschneidet sie in der ganzen Länge. Die eingezeichneten dreistelligen Zahlen bedeuten die Höhe über NN in Metern und sind auf

etwa 0,1 m genau. Die gleiche Genauigkeit kommt den übrigen Maßen zu. Die Höhenzahlen beziehen sich immer auf die daneben gezeichneten Punkte und sind am Fuße der Mauern gemessen. Sie sind gewonnen mit Hilfe eines Tachymeters, wobei als Fixpunkt der in den Felsen am Wege eingeschlagene Höhenbolzen HBo 809,37 diente. In dem Plane bedeuten die ausgezogenen Linien genau festgelegte,

eine Gußmasse mit großen Brocken und kleinen Ziegelstückchen im Mörtel. Bisher schien die älteste mittelalterliche Gußmauer, die bekannt geworden, die von Heilsberg bei Gottmadingen, die 1310 schon bestanden hat, zu sein (s. Piper, Burgenkunde, 2. Aufl. 1905, S. 93). Unser Fund datiert das erste Auftreten der Gußmauern um mindestens ein Jahrhundert zurück. Im Westen steht der Turm auf einer schräg ansteigenden gemauerten Fundamentplatte aus gewaltigen Blöcken, die dann bei P 1 in den Felsen übergeht. Daher erscheinen hier zwei Außenkanten von ein und derselben Mauer. Aus den Höhenzahlen geht jedoch hervor, daß die östliche rund 5 m höher liegt. Sie bezeichnet die Stelle, von der ab die Turmmauern senkrecht in die Höhe gestiegen sind, während sie tiefer unten einen Anzug von etwa 60 Grad haben (die Zahl 31/3 an der Nordkante ist die Nummer der Grenzmarke).



Grundriß der Kyburg.

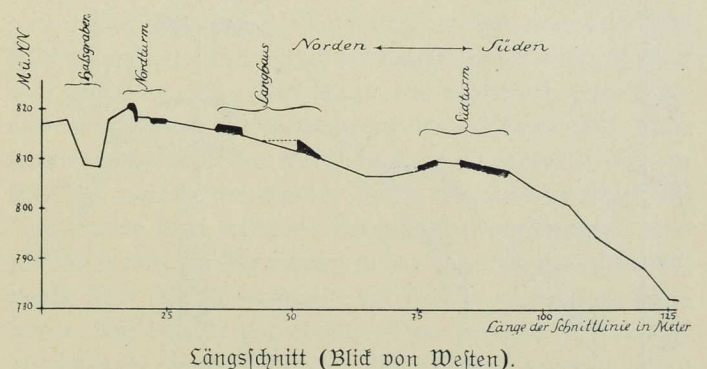
Das Innere des Turmes hat einen ganz unregelmäßigen Grundriß. Die Wände waren verputzt. Beinahe die ganze Grundfläche ist eingenommen von einer etwa einen halben Meter hohen Felsplatte. Ihre Oberfläche ist zum Teil sehr bröckelig; es kam uns so vor, als sei der Felsen durch Feuer zermürbt. Auch war sie von einer rotbraunen aschenähnlichen Schicht überdeckt. Ungefähr in der Mitte dieser Platte ist eine viereckige Vertiefung, die wahrscheinlich als Lager für einen Balken dienen sollte, der das Dach trug. Wie hoch das ursprüngliche Niveau des Fußbodens war, ließ sich leider nicht mehr feststellen, da hier Schatzgräber bereits alles durchwühlt hatten.

Aus dem Turm führen südwärts zwei Stufen, die untere bleibt noch etwa einen Meter über der Felssohle. Aus der kleinen Höhe dieser Schwelle darf man wohl schließen, daß dieser Turm nicht der Bergfried war. Vermutlich war der Turm auch nicht sonderlich hoch. Dafür sprechen die nur geringen Schuttmassen und die Tatsache, daß man sein Dach im Innern durch nur einen Balken abstützte. Auch auf der Außenseite scheint er verputzt gewesen zu sein, liegt doch unmittelbar am Fuße der Mauer eine große Menge einer gelblichen, lockeren, fast kiesfreien Mörtelmasse. Über ihr lagen

wohldefinierte Mauerkanten. Die gestrichelten und überstraffierten Linien bedeuten Mauerkanten, deren Vorhandensein zwar nachgewiesen oder aus guten Gründen vermutbar, aber deren Lage auf den Zentimeter genau nicht angegeben werden kann. Die punktierten Linien hingegen deuten ganz hypothetische Mauerführungen an. Die dicke strichpunktierte Linie folgt der Gemarkungsgrenze, die dünnere dem heutigen Fußweg, die feinpunktierten Linien sind die Spuren der Längs- und Querprofilebenen.

Der Halsgraben. Die Anlage beginnt im Norden mit einem Halsgraben, der den Grat durchschneidet. Er ist rund 12 m tief und 3,5 m breit. Aus ihm dürfte das Steinmaterial der Mauern gebrochen worden sein. Dieser Graben ist sicher künstlichen Ursprungs, wie durch Bloßlegen seiner Sohle nachgewiesen werden konnte. Die Felsen bestehen aus Schapbach- oder Eruptivgneis von großer Härte.

Der Nordturm. Über diesem Graben steht ein Turm. Er hat ungefähr rechteckigen äußeren Grundriß und ist aus einem sehr harten Gußmauerwerk aufgeführt. Es ist mit großen Quadern verblendet. Zwischen diesen Blenden liegt

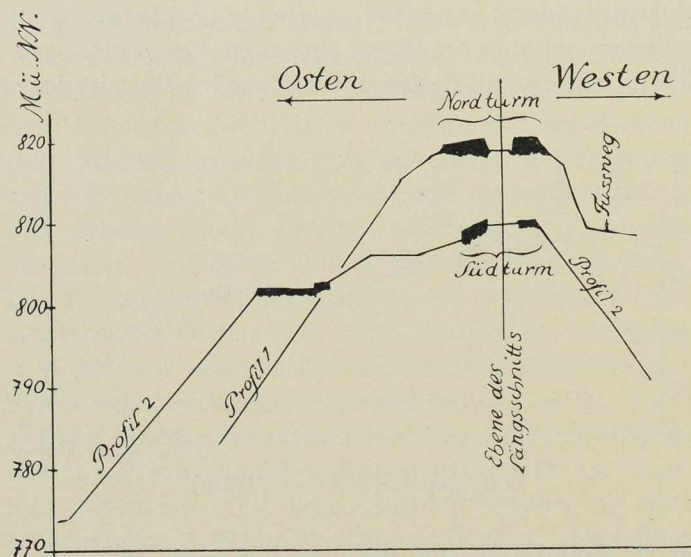


große Quadern, die zum Turmschutt gehören. Daraus darf man wohl schließen, daß diese Mauern nicht geschleift wurden, sondern allmählich zerfielen.

Der Herdplatz. Aus dem Turm gelangen wir südwärts auf einen Platz, der etwa einen Meter hoch mit Schutt bedeckt war. Da wir nach Osten und Westen keine Mauern finden, dafür jedoch bei P 2 den Eindruck eines Holzbalkens

im Mörtel in etwa ein Meter Höhe, folgere ich, daß hier ein Holzbau gestanden hat. Auf der Westseite zieht sich die Außenkante der Umfassungsmauer entlang. Eine Innenkante konnten wir trotz sorgfältigen Suchens nicht finden; da jedoch unmittelbar daneben noch höhere Mauern stehen, so bleibt nur zu schließen, daß nach Westen eine Mauer als Abschluß nicht bestanden hat. Es dürfte also die niedrige Umfassungsmauer der Sockel eines Palisadenzaunes sein. Östlich von P 2 sind zwei Maueransätze zu erkennen, die mit sehr schlechtem Mörtel (Lehm?) an die westliche Mauer des Langhauses anschließen. Diese Mauern sind später als die anderen Bauten errichtet, was daraus hervorgeht, daß sie auf einer Kulturschicht standen. Diese Maueransätze sind viel zu schlecht, um etwa Stützpfiler zu sein. Ihnen kommt meines Erachtens keine andere Bedeutung zu, als daß sie den Anfang einer unvollendeten Mauer darstellen. Wenn aber nach Westen Mauern nicht gebaut waren, so mußten diese nach Osten zu direkt überflüssig sein, denn hier fallen die Felsen sehr steil etwa 30 m tief ab, und es war deshalb von dieser Seite ein Angriff nicht zu erwarten. Es bliebe noch die Frage offen, ob dieser Platz überhaupt überdacht war, oder ob hier ein offener Hofraum gewesen. Ich halte das erste für wahrscheinlicher, da wir hier einen Herd gefunden haben. Es dürfte dies der älteste erhaltene Herd auf Freiburger Gemarkung sein. Er besteht aus einer Platte aus gebranntem Material von etwa $80 \times 50 \times 20$ cm. Sie war durch anscheinend längeren Gebrauch ausgehöhlt und ist in eine größere Lehmauffschüttung eingelassen. Die Umgebung des Herdes und dieser selber waren mit Holzkohlen, Knochen und Asche überdeckt.

Das Langhaus. Die nächsten 20 m südwärts sind von den gewaltigen Fundamenten eines großen Gebäudes eingenommen. Die westliche Fundamentmauer ist besonders gut erhalten und zeigt vor allem innen mit größter Sorgfalt



Querschnitte durch Nord- und Südturm (Blick von Norden).

hergestellte Lager. Diese Mauern von etwa 5 m Stärke umschließen einen schmalen, etwa 2 m weiten Innenraum. Die Mauern ragen hier noch 2,50 m in die Höhe. Der Innenraum war bis oben hin aufgefüllt, der untere Teil der

Füllung dem Aussehen nach stark aschehaltig. Obwohl dies auf lange Bewohnung hindeuten dürfte, fanden sich verhältnismäßig wenig Knochen, dafür aber gotische Scherben. Es ist daher wohl anzunehmen, erstens, daß es sich hier um einen von den eigentlichen Wohnräumen abgetrennten Kellerraum gehandelt hat; dafür spräche auch der schräg ansteigende Boden und das Fehlen irgendeiner Maueröffnung oder Schwelle; zweitens, daß nach dem Veröden der Burgstelle Hirten im Schutze der ragenden Ruinen ihre Feuer entzündeten und daß diese so wenig zu dem übrigen passenden Scherben von ihnen stammen. Auf diesen Fundamenten hat sich dann wohl eine größere Halle erhoben, deren Außenmauern nicht so stark waren, wodurch viel Platz gewonnen werden konnte.

Bemerkenswert ist wohl noch, daß bei P 3 mit einem so steifen Mörtel gearbeitet wurde, daß dieser nicht in die Fugen neben den Steinen eindrang, so daß hier horizontale Lagen von Steinen und Mörtel, deutlich geschieden, abwechseln. Bei P 4 haben wir einen schräg ansteigenden Sockel; bei P 5 einen Pfeiler, dessen Notwendigkeit sich wohl daraus erklärt, daß die Gesteinschichten nach Osten „fallen“. Im Innern lagen noch zwei große behauene Gneisquadern, die aber zum Herauschaffen zu schwer waren, und aus denen wir die kleine Treppe bauten, die heute in den Raum hinabführt.

Die Westmauer läßt sich noch gut verfolgen, wenn sie auch auf der Innenseite nur noch etwa 20–30 cm hoch ist. Trotzdem das Gelände hier noch am ehesten die Möglichkeit zum Angriff bot, sind die Mauern nicht ganz 2 m stark. Westlich der Mauern erstreckt sich heute eine Schutthalde. Selbst wenn hier heute das Geröll, das kaum ein Verwitterungsprodukt der Felsen, sondern überwiegend der Mauern darstellt, größere Felswände verdeckt, war doch diese Mauer bei einem Angriff sicher ebenso sehr oder doch ebenso wenig bedroht, wie die westliche Fundamentmauer des Langhauses. Aus ihrer geringen Stärke darf man also wohl mit Recht auf eine relativ geringe militärische Bedeutung dieser Mauer schließen. Umschloß sie vielleicht einen Hof?

Die Ostmauer. Diese Frage könnte mit größerer Sicherheit beantwortet werden, wenn sich eine entsprechende Mauer auf der Ostseite nachweisen ließe. Aber ihre ehemalige Existenz läßt sich nur vermuten. Ich werde die Indizien hier aufzuführen. 1. Das Gelände kann nicht so ausgesehen haben, wie es heute der Fall ist, nämlich daß sich ein großer Kessel mit verhältnismäßig schwach geneigten Wänden zwischen P 6 und P 7 erstreckt. Dieser Kessel hätte die beste Angriffsmöglichkeit geboten. An seinem Westrand läßt sich aber keine Spur von Mauerwerk nachweisen, die Burg wäre also nach Osten ungeschützt gewesen. 2. Bei P 6 haben wir eine Mauerfläche, die im Gegensatz zu allen anderen Mauerkanten nicht gut gefugt erscheint, sondern wie die Stirnfläche einer halb abgerissenen Mauer aussieht. 3. Bei P 7 haben wir einen Bau, der sicher einen Innenraum enthielt, der aber nach Osten und Norden heute keine Mauer mehr besitzt. Hier müssen aber Mauern gestanden haben. Wenn diese heute fehlen, wenn überhaupt gar kein Gelände mehr vorhanden ist, auf dem diese Mauern gestanden haben können, so bleibt nur der Schluß, daß der Felsen, auf dem sie gestanden haben,

zusammengebrochen und ins Tal gestürzt ist, wobei auch die anschließende Ostmauer mitverschwand. Daß auf der Ostseite der Felsen große Massen niederbrechen, kann man an einem nördlich des Halsgrabens erst vor wenigen Jahren erfolgten Absturze sehen. Im Gebiet der Ostmauer liegt diese Naturkatastrophe aber schon viele hundert Jahre zurück, wie man aus dem alten Baumbestand an dieser Stelle schließen muß.

Der Ostbau. Über den Ostbau ist soeben schon das Wesentliche gesagt. Daß der Raum darin ein Innenraum gewesen, geht aus dem noch vorhandenen Estrichfußboden hervor.

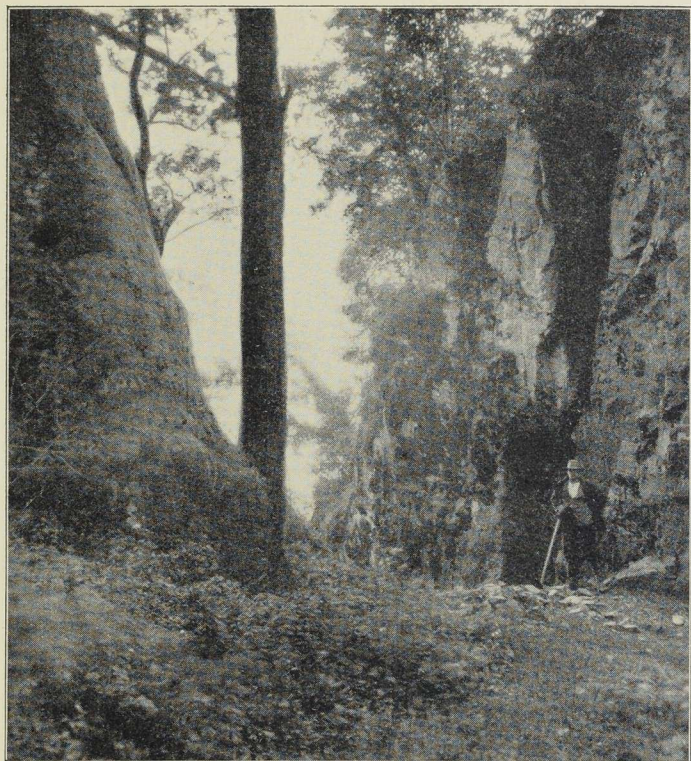
Die Südmauer. An den Ostbau schließt die mindestens 5 m starke Südmauer an. Ihre Kanten sind nur für kurze Strecken erhalten. Die Dicke der Mauer wurde durch einen Graben vom Ausgange des Südstollens nach P 8 festgestellt. Die Mauer ist flüchtig gebaut und mit schlechtem Mörtel aufgeführt, der dem bei P 2 verwendeten sehr ähnlich sieht. Jene Maueransätze sind also wohl als mit der Südmauer etwa gleichaltrig anzusehen. Wir fänden somit hier wieder eine Bestätigung der Erfahrungstatsache, daß im 12. Jahrhundert schlechter und flüchtiger gebaut wurde als in den vorausgegangenen. Und im 12., spätestens im Anfange des 13. Jahrhunderts muß die Errichtung dieser Mauern angenommen werden.

In einem der wenigen gut erhaltenen Teile der Mauern, auf einem leicht zu verteidigenden schmalen Felsgrat, befindet sich zwischen unbearbeiteten Steinen ein Gneisstück, das zweifellos behauen ist. Die obere Fläche liegt wagrecht. In gleicher Höhe lag dahinter ein Steinpflaster, das sich etwa 1,5 m verfolgen ließ, dann aber nach rechts umbiegt. Genauere und weiter ist der Wurzeln wegen nichts festzustellen. Hier muß also eine Pforte in die Burg geführt haben. Die geringe Breite ist nicht so selten, wie man vielleicht annimmt, und das Gelände macht diesen Platz zum geeignetsten für eine Pforte. Außerdem endigt auf dieser Seite der Felsen, der alte Zugangsweg zur Burg. Die Südmauer lehnt sich an einen Felsen an, auf dem ein Bau gestanden:

Der Südturm. Nach Südwesten ist seine Begrenzung sehr unsicher, wir waren hier auf wenige Mörtelspuren, die in Felspalten sich vorfanden, angewiesen. Wie die Mörtelproben, die dem Schutt am Fuße des Felsens entnommen wurden, beweisen, war er mit sehr gutem Mörtel erbaut. Auch die noch erhaltenen Mauerreste im Nordosten sind mit großer Sorgfalt aufgesetzt worden. Im Innern ließ sich nur noch eine gerade Mauerfante, an die ein zweiter, dem ersten fast gleicher Herd sich anlehnt, nachweisen.

Der Burgweg. Der heutige Fußweg zum Sohlacker folgt zunächst der alten Zugangsstraße zur Burg, die bald unterhalb des Weges erkennbar und dicht unter dem Sohlacker in großem Bogen durch den Kybfelsendobel läuft. Dann führt sie über den südlichen Hang, überschreitet den Kamm und tritt in das Gewann Birkgraben, einen kleinen Dobel, ein. Ich habe von einer Straße, nicht von einem gewöhnlichen Weg gesprochen, denn die Breite beträgt noch heute teilweise mehr als 2 m. Sie ist ohne spitze Kehren angelegt und sicher

gut befahrbar gewesen. Das unterste Ende ist heute nicht mehr mit Bestimmtheit zu erkennen, da hier mehrere Holzriesen parallel laufen, doch muß es etwa an der Ecke Reutestraße-Weilersbachweg in Günterstal gelegen sein. Daß dies



Blick von Nordwesten in den Halsgraben.
Phot. H. Kay.

die alte Zufahrtsstraße ist, geht daraus hervor, daß das heutige Gewann Birkgraben bereits im Günterstaler Klosterurbar von 1344 als Burggraben erwähnt wird, wobei zu erinnern, daß Graben im Volksmund soviel bedeutet wie Hohlweg. Dieser Name wurde im Laufe der Jahrhunderte zu Birkgraben, wie die nachher erwähnten Karten zeigen.

Der Mörtel. Daß der Mörtel nicht in allen Teilen der Burg einheitlich war, habe ich bereits erwähnt. Ich habe hier noch hinzuzufügen, daß wir nicht nur weißen oder gelblichen Mörtel fanden, sondern auch vereinzelte Stücke eines intensiv rosa gefärbten. Der Kalk wurde am Schönberg gewonnen, und zwar scheint das Vorkommen der verschiedensten Kalksorten in abgerundeten Knollen darauf hinzudeuten, daß ein Bachbett ausgebeutet wurde. Es ist aber auch denkbar, daß diese Steine dem tertiären Konglomerat entstammen, und schließlich, daß die Abrundung in der Hitze des Kalkofens zustande kam. Gebrannt wurde der Kalk in einem aus Gneis in der Nähe der Burg errichteten Ofen, von dem sich ein mitvermauertes Stück vorfand. Als Zuschlag wurden Kiesbrocken aus einem Schwarzwaldbach verwandt. Auch kleine Ziegelbrocken finden sich im Mörtel eingemengt, nicht jedoch in größeren Stücken mitvermauert. Hieraus läßt sich schon ein Schluß auf das Alter der Burg ziehen: Nach Piper (a. a. O.) gilt: „... im ganzen mag ziegelhaltiger Mörtel, wenigstens als Mauer speise, nach der romanischen Zeit nicht mehr nachzuweisen sein.“ Das würde doch wohl heißen: nicht mehr nach dem 13. Jahrhundert.

Die Stollen. Eine merkwürdige Erscheinung sind auch die Stollen, von denen wir zwei mit Bestimmtheit nachweisen konnten. Während der eine davon, der Südstollen, innerhalb der Mauern liegt, liegt der Weststollen außerhalb. Für ihre Entstehung gibt es drei Möglichkeiten: Erstens, sie



Blick auf die Süd- und Westwand des Innenraumes im Langhaus.
Phot. Prof. Maehler.

gehörten zur Burganlage, dann ist aber ihre Bedeutung, insbesondere die des Weststollens, ganz unklar. Zweitens, es handelt sich um richtige Bergbaustollen. Dagegen spricht außer der Lage das Fehlen irgendeines abbauwürdigen Minerals. Schließlich bleibt noch die Möglichkeit, daß diese Stollen von Schatzgräbern getrieben wurden. Dafür sprechen die Sagen; dafür spricht der Fund eines Hammers beim Südstollen, der nach dem Gutachten der Technischen Hochschule in Karlsruhe nicht vor 1812 entstanden sein kann; endlich die Tatsache, daß etwa östlich des Halsgrabens noch vor weniger als einem Jahrzehnt ein Schatzsucher, der „Sonnenwirbel“ aus Littenweiler, Stollen getrieben hat in der Hoffnung, einen Eingang zu den hohlgelaubten Felsen und den dort aufgehäuften Schätzen zu finden. Jedoch muß die Anlage des Weststollens schon ziemlich lange zurückliegen, war doch der Eingang fast vollkommen mit Burgschutt verlegt.

Ich komme nun zur Besprechung der Kleinfunde. Schon fast vom ersten Tage an fanden wir Knochen, Scherben und Eisenteile, die sich heute im Augustinermuseum zu Freiburg befinden. Leider war es noch nicht möglich, genaue Bestimmungen durchzuführen, durch die z. B. bei den Knochen der Anteil der Haustiere an der Nahrung sich hätte ermitteln lassen oder bei den Scherben das genaue Alter. Doch liegt mir immerhin ein Gutachten des Museums für Urgeschichte an der Universität Freiburg vor, dessen Abschrift ich hier folgen lasse.

„Sunde vom Kybfelsen 1926.

Die vorläufige Durchsicht der Tierknochen vom Kybfelsen gestattet die Feststellung der folgenden Arten: Pferd (jung), Wildschwein-Eber (alt), Schwein-Eber (jung), vielleicht Wildschwein, Hirsch, Rind, Reh. Alle diese Tiere scheinen nur in je einem Vertreter vorzuliegen. Außerdem ist der Eckzahn eines Fuchses zu erwähnen.

Die Scherben gehören sämtlich dem Mittelalter an; größere Reste sind in einem etwa zylindrischen Gefäß — Becher —, rottonig, mit wagerechten Riefen und rundlichem Randprofil erhalten. Die meisten Randstücke sind senkrecht abgestrichen, z. B. in der Art des ‚gotischen‘ Profils; einer dieser letzteren Scherben ist innen braun glasiert. Während die meisten dieser Stücke hart und gut gebrannt sind, ist bei einem der Ton unrein und nur teilweise rot gebrannt.

Freiburg i. Br., 5. April 1927.

gez.: Georg Kraft.“

An Eisenteilen fanden sich: Armbrustbolzen, Pfeilspitzen, Teile eines kleinen Hufeisens, eine Messerklinge und Nägel. Ferner ein rechteckiger Wehstein. Eines Morgens hielten mir die Arbeiter eine Münze entgegen. Sie hatte oben auf dem Schutt gelegen, so daß also schon ihre Lage zu Zweifeln Anlaß gab. Das mir vom Badischen Münzkabinett erstattete Gutachten, wonach es sich um eine ziemlich wertlose „Mittelbronze“ des römischen Kaisers Decentius (351—353 n. Chr.) handelt, macht es wahrscheinlich, daß jemand hier unsere Aufmerksamkeit erproben und uns hatte irreführen wollen. Diese Münze wurde dem Archäologischen Institut der Universität Freiburg überwiesen.

Wenn dies alles aber nur tote Zeugen einer Besiedelung waren, so sind doch noch lebendige erhalten. Es sind dies die Büsche der gemeinen Mehlbeere (*Sorbus aria*), die am Südturm wuchern, und die Weinbergschnecke (*Helix pomatia*). Beide wurden früher viel gegessen und haben sich auf dem vom Mörtelschutt stark kalkhaltig gewordenen Boden fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag, wobei allerdings beide auch auf andere Weise verpflanzt worden sein können.



Blick in das Innere des Nordturmes. Im Vordergrund die Felsplatte mit der rechteckigen Vertiefung. Im Hintergrund Gußmauerwerk.
Phot. H. Kay.

Dahingegen ist das Vorkommen der beiden kleinen, nur auf Kalk lebenden Schnecken (*Pupa secale* und *Acme polita*) auf ein Verschleppen mit den zu brennenden Kalkbrocken vom Schönberg zurückzuführen.

In den Archiven hat sich über unsere Burg sehr wenig erhalten. Das Günterstaler Klosterurbar von 1344 berichtet

nach J. Bader, „Die Schicksale des ehem. Frauenstiftes Günterstal bei Freiburg i. Br.“ (Freiburger Diözesanarchiv 5 [1870], S. 119f.) von Klosterbesitz am oberen und niederen Burggraben. Es heißt auf Blatt 88: „Dierthhalb juchert in dem Burggraben, h. Boschen holz. Zehen juchert holzes in dem obern und nidern Burggraben.“ Wie schon erwähnt, ist damit das heutige Gewann Birkgraben gemeint. Zum ersten Male taucht der Name auf im Weistum von Kappel vom Jahre 1484, abgedruckt in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. 36 (1883), S. 279, durch Prof. Dr. Hartfelder: „Item Haman Grundeler und Henne Rüdolf und der Langhans, die söllent faren den weg herab und Burksbachsgaß uff und ob der matten hin an den berg und söllent heruß faren unß an Ku¹burg und hinder sich in, und an der Winterhalden hant sie recht zü faren unß an Miteleß und hinder sich in.“ Weiterhin finden wir die Burg oder den Burggraben erwähnt in alten Karten, wie die beigelegte Übersicht zeigt. Wir sehen daraus aber auch, daß die „Kybfelsen“ oft zwar eingezeichnet waren, nicht jedoch eine Burg oder ihre Ruinen. J. Bader erwähnt aber eine „flüchtige Zeichnung der Klostersgemarkung (Günterstal) von 1770“, auf der die Ruinen als „sehr ansehnlich“ dargestellt seien. Ich habe diese Zeichnung nirgends finden können und glaube auch nicht, daß sie der Wirklichkeit entsprochen hat, sonst wären die Ruinen in allen Karten doch vermerkt worden. Auch spricht der mächtige alte Baumbestand auf dem Burgschutt dagegen, daß seit jener Zeit erhebliche Mauermassen niedergebroschen sind.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Vermutungen der Historiker, die sich bisher mit der Kyburg befaßten, nachprüfen. Ich verweise statt dessen auf die betreffende Literatur. Am eingehendsten ist J. Bader im Freiburger Diözesan-



Das „Pörtchen“ in der Südmauer.
Phot. Prof. Maehler.

archiv (a. a. O.), ferner Poinignon in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. S. 2 (1887) S. 361f. Schließlich Mezger, „Der Kybfelsen“, in Schauinsland 3 (1876) S. 74f. Trotzdem möchte ich aber ihre nicht widerlegbaren Vermutungen anführen: „Die Burg war bewohnt von einem Adelsgeschlecht unbekanntem Namens. Sicher hießen sie nicht von Kyburg oder so ähnlich; wahrscheinlich waren es die

Herren von Horben. Vermutlich war es einer der letzten Besitzer, in der Sage Günter genannt, der im Jahre 1221 das Kloster Günterstal stiftete. Um jene Zeit wird die Burg also auch verlassen worden sein.“

Ich muß jedoch noch zu den Behauptungen in der Literatur Stellung nehmen, soweit sie im Grabungsergebnis



Eingang des Südstellens.
Phot. Prof. Maehler.

keine Stütze finden. Sowohl Bader wie auch Mezger nehmen an, daß sich die Burg an einen ehemaligen Römerturm anlehnt. Hierbei schreibt jedoch Mezger offensichtlich nur Bader nach. Bader bringt für seine Behauptungen aber keine stichhaltigen Gründe vor, und auch das Grabungsergebnis spricht bei dem völligen Mangel an römischen Kleinfunden und römischem Mauerwerk dagegen. Ferner schreibt Poinignon (a. a. O.): „Nach einer durchaus zuverlässigen Angabe hat man noch vor wenigen Jahren dort oben behauene Steine, Fenstergesimse aus Kogenstein vom Schönberg und deutliches Mauerwerk von ungewöhnlicher Härte gesehen.“ Hier ist Poinignon einem Irrtum zum Opfer gefallen. Behauene Steine haben wir zwar in größerer Zahl gefunden, aber erstens handelt es sich dabei, abgesehen von einigen Gneisquadern, stets um Buntsandstein, teilweise einwandfrei als mittlerer Buntsandstein aus der Nähe einer großen Verwerfung erkennbar, also wahrscheinlich vom Lorettoberg. Zweitens sind die gefundenen Stücke zu klein, als daß man sagen könnte, ob sie Schwelle, Sims, Leibung oder Ablaufrinne gewesen. Allerdings kommt auch Hauptrogenstein auf der Burg vor, aber nur in den beim „Mörtel“ schon erwähnten, etwa faustgroßen Kiesbrocken. Ich halte es auch für sehr unwahrscheinlich, daß man aus diesem sehr harten Gesteine Haussteine gefertigt, da doch die viel leichter zu bearbeitenden Buntsand- und Kalksandsteine in der Nähe anstehen. Schließlich erwähnt Poinignon auch noch, daß die Kyburg in dem von J. Bader (in Badenia Bd. I, 1839) abgedruckten „alten“ Breisgaukärtchen vermerkt sei, und weiter sagt er, daß diese Karte im allgemeinen zuverlässig sei. Ich halte diese Karte, die Bader ohne Kommentar einem Aufsatz über die Geschichte des Breisgaus beilegt, nicht für alt, denn sonst hätte er dies doch erwähnt und hätte später bei

der Besprechung der Kyburg die Karte genannt. Der Verlag des Werkes (Herder) kann auch keine Auskunft geben, wo die Karte herkommt; der Stil der Beschriftung spricht aber dafür, daß die Karte in jener Zeit gezeichnet wurde; kurz, ich glaube, sie stammt von Bader selber und ist also als Quelle ohne Wert.

Mit dem in der Literatur bisher angegebenen Alter scheinen sich also die Folgerungen, die man aus den Kleinfunden aus dem Mauerwerk ziehen muß, recht gut zu decken.

Zweifelhaft muß allerdings vorläufig noch bleiben, welche Gründe zur Anlage einer schwer zu errichtenden und schwer zu verproviantierenden Burg 500 m über der Talsohle, abseits von den Verkehrswegen, geführt haben. Sollte etwa der Schutz des Bergbaues die Aufgabe der Burg gewesen sein? Dies wäre nicht so seltsam, häufen sich doch in der Nähe der Bergwerke Befestigungswerke, z. B. an der Linie Kandern—Badenweiler, bei Sulzburg, bei Staufen und Münstertal. Sie hätte dann also wohl den Zweck gehabt, die Bergwerke und gewonnenen Bodenschätze vor räuberischem Zugriff, etwa des kleinen Grundadels in der Umgebung, zu schützen. In diesem Fall ist zu beachten, daß der Bergbau königliches Regal war. Nach E. Heyß, „Geschichte der Herzöge von Zähringen“, Freiburg 1891, wurde jedoch das Bergregal kurz nach dem Jagdbann 1028 von König Konrad II. an das Bistum Basel verliehen, das damals ein Zähringer innehatte. Diese Verleihung wurde von Heinrich IV. 1073 und Lothar 1131 erneuert und von Papst Innocenz II. 1139 auch für alle noch zu eröffnenden Bergwerke bestätigt. Jedoch haben die Herzöge von Zähringen dieses Regal ausgeübt. Es hätte dann also ein herzoglicher Vogt die Burg bewohnt. 1218 starb die herzogliche Linie aus, das Bergregal fiel an Basel zurück, das dann die Burg nicht weiterhin mit einem Dienstmann besetzte. Eine gewisse Stütze für diese Vermutung mag auch die Tatsache sein, daß in ganz ähnlicher Lage die Burg Birchberg bei St. Ulrich zu Beginn des 14. Jahrhunderts erbaut wurde. Hier weisen die Urkunden direkt, wenn auch nicht zwingend, darauf hin, daß diese Burg dem Schutze des dort gerade aufblühenden Bergbaus der Snewelin gedient hat (siehe auch Band XIII dieser Zeitschrift). Weiter südlich liegt ferner noch das sogenannte „alte Schloß“ an der Elzenbacher Höhe bei Staufen. Ich konnte leider aus Zeitmangel über diese Burgstelle, die der der Kyburg auffallend ähnlich sieht und ebenso „ungünstig“ gelegen ist, noch nichts ermitteln. Es ist denkbar, daß ein kleiner Grundherr der Umgebung, etwa die Herren von Horben, Burg- und Vogtsamt zu Lehen hatten. Auf diese Weise würde auch erklärt, warum kein Breisgauer Adelsgeschlecht sich nach der Burg genannt hat.

Woher der Name der Burg stammt, ist eine umstrittene Frage. J. Bader leitet es ab von „Kop“, „Kup“ (Sanskrit „Kapālā“) und schreibt: „Unser ‚Küpfels‘ bedeutet also einen zugespitzten Felsen, was derselbe auch wirklich ist.“ Ob Bader, nur um diese Ableitung machen zu können, dauernd von „Küpfelsen“ und „Küpburg“ spricht? Sehr künstlich ist m. E. auch Baumanns Ableitung vom schweizerischen „Chib“ (Krieger, „Topographisches Wörterbuch von Baden“, 2. Aufl., Bd. I [1903] S. 1156). Er schreibt: „Chib bezeichnet in der

Schweiz ein umgestülptes Stück am Grauenrod, Kibfelsen dürfte demnach ein überworfener Felsen sein.“ Bei beiden Erklärungen wurde offensichtlich an die Felsen gedacht, von denen der Name auf die Burg übertragen wurde. Es könnte aber auch gerade umgekehrt gewesen sein. Nach dem Schweizer Idiotikon Bd. III bedeutet „Chib“ auch „Troß“, was schließlich zu einer Burg nicht übel passen würde. Die berühmte Schweizer Kyburg bei Winterthur wird im Jahre 1028 als „Chuigeburgh“, später als „Chiuburg“ und „Choburg“ genannt. Der Name ist wahrscheinlich keltischen Ursprungs (Geographisches Lexikon der Schweiz). Also auch hier ergibt sich keine Möglichkeit, den Namen abzuleiten. Gleiche Namen sind in Baden und der Schweiz sehr häufig, ohne daß irgendein Zusammenhang bestanden hat. Auch hier ist dies anscheinend nicht der Fall. Zwar haben die Grafen von Kyburg die Herzöge von Zähringen 1218 beerbt, doch anscheinend nur in deren Schweizer und Burgunder Besitzungen. Jedenfalls nennt das nunmehr vollständig bekannte Urbar der Grafen von Kyburg aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (Archiv für Schweizer Geschichte Bd. XII [1858] und der in Sigmaringen liegende Rest) keine Besitzungen in unserer Gegend.

Endlich muß auch noch erwähnt werden, daß mit den vom Bürgerausschuß der Stadt Freiburg verständnisvoll bewilligten Mitteln im Herbst 1927 unter Leitung von Regierungsbaumeister Hirsch mit Konservierungsarbeiten an den Mauerresten begonnen wurde, die jedoch wegen Erschöpfung des Kredits leider vorzeitig abgebrochen werden mußten. Immerhin konnten die Mauern des Langhauses und des Südturmes gesichert werden. Es ist zu hoffen, daß es gelingen wird, die Reste dieses ältesten Profanbauwerkes auf Freiburger Gemarkung in vollem Umfange zu sichern.

Zum Schlusse drängt es mich noch, allen denen meinen ergebensten Dank auszusprechen, durch deren Unterstützung und Förderung es mir ermöglicht wurde, die Arbeiten zu einem guten Ende zu führen. Es sind dies folgende Behörden und Private:

Das Ministerium für Kultus und Unterricht, der badische Ausschuß für Urgeschichte, die Geologische Landesanstalt Freiburg (Dr. Schnarrenberger), der staatliche Konservator (Geistl. Rat Prof. Dr. Sauer), das badische Generallandesarchiv (Dr. Siebert), das badische Münzkabinett, das Bezirksamt Freiburg, der Stadtrat von Freiburg (Bürgermeister Dr. Hofner und stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Max Mayer), das Stadtarchiv (Direktor Dr. Hefele), das städt. Forstamt (Oberforstmeister Sieser, Hilfsforstwart Trenkle), das städt. Vermessungsamt (Direktor Hoffmann und Obergeometer Uhl), das städt. Hochbauamt (Oberbaurat Dr. Schlippe, Regierungsbaumeister Hirsch), der städt. Museumsdirektor (Dr. Noack), der Gemeinderat Kappel (Ratschreiber Friedrich Drescher), das Museum für Urgeschichte an der Universität Freiburg (Dr. Kraft), das kunstgeschichtliche Institut der Technischen Hochschule in Karlsruhe (Prof. Dr. Wulzinger), das technologische Institut ebenda (Prof. Dr. Keßner), Herr Geheimer Rat Prof. Dr. Fabricius, Freiburg, Herr Prof. Dr. Leonhardt †, Freiburg, Herr Prof. Maehler, Frei-

burg, Herr Prof. Dr. Lais, Freiburg, Herr v. Hoven, Kappel, Herr Dr. Scheffelt, Badenweiler, das Erzbergwerk in Kappel, und schließlich der Breisgauverein Schauinsland, der mir

Gelegenheit gab, hierüber mündlich zu berichten, wobei sich eine Diskussion entspann, deren Ergebnisse hier mit-
verarbeitet sind.

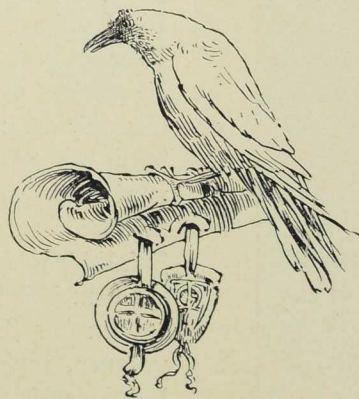
Übersicht

über die Erwähnung von Kybburg, Kybfelsen und Birfgraben in Karten und Plänen des Generallandesarchivs in Karlsruhe (K.), des Stadtarchivs in Freiburg (Fs.) und des Augustinermuseums in Freiburg (FA.).

Jahr	Bezeichnung	Verfertiger	Kybburg	Kybfelsen	Birfgraben
1608	FA. Gemäldeammlung	Michael Korntower	—	Kybfelsen	Birfgraben
1698	FA. D 774	—	—	Gibfelsen	—
1752	Fs.	K. Walser	—	Kiebfelsen	—
1769	Fs. Plan 6	S. Kav. Gaes	ehemaliges Alt-Kieburg	Kiebfelsen	Bürggraben
1772	K. Gem.-Plan Littenweiler Nr. 2	Joh. Michael Stein	ein altes Schloß	Die Giffelsen	—
1773	K. Gem.-Plan Günterstal 3	—	—	Gibfelsen	—
1775	K. Bauplan Günterstal Nr. 5	Josef Kränfel	antiquae Güntheri sedis rudera	Kibfelsen	Birfgraben
1780	Fs.	Johann Hienerwadel	—	auf dem Gymbfelsen	—
1788	Fs. Plan 26	Joh. Balthasar Eberenz	—	—	Birfgraben
1794	K. Gem.-Plan Littenweiler Nr. 1a	Andreas Koch	Kibburg	—	—

Anmerkung der Schriftleitung.

Nach den erfreulichen und dankenswerten Feststellungen des Verfassers ist zu hoffen, daß die historische Forschung sich aufs neue mit den noch ungelösten Fragen befaßt.



Das Schattenkreuz in der Vorhalle des Freiburger Münsters.

Von Dr. h. c. Friedrich Ziegler.

Im untersten Turmgeschoß des Freiburger Münsters befindet sich die mit reichem figuralem Schmuck ausgestattete Vorhalle. Sie öffnet sich nach Westen in hohem Spitzbogen, während in der Ostwand die Eingangstüre zum Münster liegt. In diesem Raum nun, der des Abends mit einem eisernen Gittertor abgeschlossen zu werden pflegt, erschien in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sobald sich die Dämmerung über die Stadt gesenkt und die Laternenanzünder auf Straßen und Plätzen ihre Arbeit getan hatten, allabendlich im Hintergrunde an der Ostwand und auf den Gewölbekappen ein geheimnisvolles Schattenkreuz, dessen Querarm sich zusehends verbreiterte, je näher der Neugierige an das Gittertor herantrat.

Daß ein solches Phänomen besonders auf ein kindliches Gemüt Eindruck machen mußte, ist begreiflich, und so kommt es, daß dieses Schattenkreuz zu den Jugenderinnerungen gehört, die mir fest im Gedächtnis haften geblieben sind. Da es nun bald vierzig Jahre verschwunden ist, so mag es wenigstens noch in der Beschreibung festgehalten sein. Aber nicht die Märchen sollen erzählt werden, die man dem wißbegierigen Knaben von damals vorsezte, sondern die natürliche Erklärung, wie das Schattenkreuz nach den Gesetzen der Licht- und Schattenlehre entstanden ist.

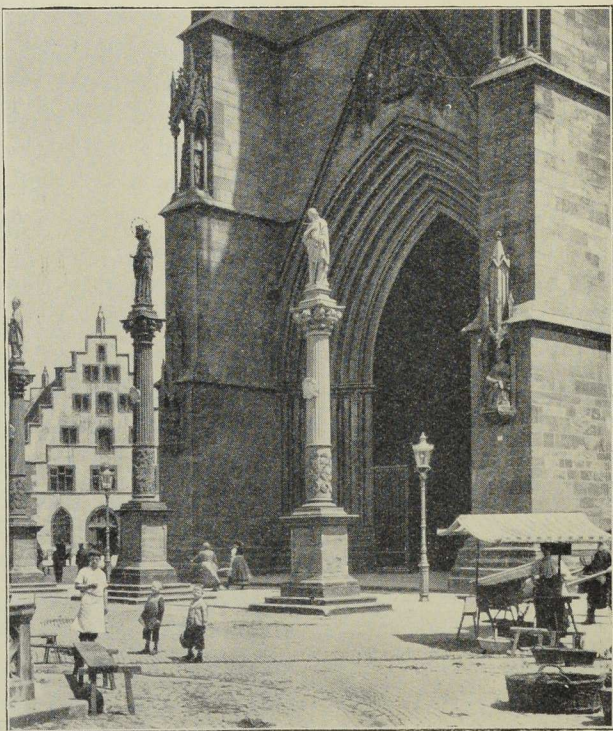


Abbildung 1.

Bevor wir unsere Betrachtung beginnen, mag kurz verraten sein, daß die Gaslaternen, die wir auf Abb. 1 nächst der Lambertus- und der Alexanderssäule erblicken, die Ursache des Schatten-spieles waren. Als Beginn desselben müssen wir 1850 annehmen, in welchem Jahre die erste Gasfabrik in Freiburg errichtet wurde. Freilich könnte der Zeitpunkt auch früher angesetzt werden müssen, sofern sich feststellen ließe, daß die beiden Gaslaternen etwa Vorfahren in Form von Öllichtlaternen an denselben Plätzen gehabt hätten. Das Ende des Schatten-spieles fällt mit der Erstellung der noch heute bestehenden Gasglühlicht-Hängelampe zwischen den beiden östlichen Eckhäusern der Münsterstraße zusammen.

Als in den achtziger Jahren von den Ladenbesitzern des westlichen Münsterplatzes Klage über mangelhafte Beleuchtung des Platzes geführt wurde und die Stadtverwaltung diesem Drängen nachgab, hatte für das Schatten-spiel das letzte Stündlein geschlagen. Kaum hatte man die beiden Gaslaternen entfernt und statt ihrer einen vielarmigen Gaskandelaber westlich von den drei Säulen errichtet, so blieb auch das Schattenkreuz aus. Zwar empfing durch ihn der westliche Teil des Münsterplatzes mehr Licht, aber der Eingang des Münsters war dafür nicht mehr so hell wie zuvor. Der neue Kandelaber hatte nur kurzen Bestand, man empfand ihn sehr bald beim Marktverkehr hinderlich, und so kam es, daß man ihn entfernte und wieder auf die beiden alten Gaslaternen zurückgriff. Da man diese genau an den Stellen errichtete, wo ihre Vorgänger einst standen, so lebte auch das alte Schatten-spiel wieder auf. Die Freude, es wieder zu besitzen, war aber nur kurz; die Männer vom Gaswerk kamen zum zweitenmal, nahmen die zweiten Gaslaternen weg und spannten eine hängende Gasglühlichtlampe über die Münsterstraße. Die Bahn zwischen den Säulen und den westlichen Turmstrebe-pfeilern wurde dadurch zwar frei, dafür aber mußte man auf das Schattenkreuz erneut verzichten und den heutigen häßlichen Zufalls-schlagschatten hinnehmen, den eine der drei Säulen vor dem Münster heute in die Vorhalle wirft.

Um das Zustandekommen des Schattenkreuzes kennen-zulernen, muß man sich zunächst mit dem Grundriß der Münstervorhalle (Abb. 2) beschäftigen. Auf ihm findet man die drei Säulen vor dem Münster und auch die beiden alten Gaslaternen I und II eingezeichnet. Sobald Dunkelheit hereingebrochen und die Gaslaternen angezündet waren, gingen von diesen Lichtquellen Strahlen aus. Die Laterne I entsandte die Strahlen a b c und die Laterne II die Strahlen d e f; der Anschaulichkeit halber sind nur diese wenigen von den vielen Strahlen herausgegriffen. Der

Lichtstrahl a der Laterne I war nur kurz, er stieß sehr bald an den undurchdringlichen (tief schwarz gezeichneten) Bauteil an. Der Lichtstrahl b derselben Laterne hatte schon bessere Bahn, er konnte an dem inneren Profil der südlichen Hälfte der Vorhallenöffnung vorbeistreichen und in die Vorhalle eindringen. Der dritte Strahl c endlich streifte das Profil der nördlichen Hälfte der Vorhallenöffnung und bildete mit dem Strahl b das durch einen Pfeil auf dem Grundriß kenntlich gemachte Lichtdreieck bc, welches bei Nacht Licht in die nördliche Vorhallenhälfte brachte. Die dunkle, von keinem Lichtstrahl der Laterne I getroffene Hälfte der Vorhalle ist auf Abb. 2 mit A kenntlich gemacht. Man beachte, daß dieses Schattenfeld A nordostwärts ein wenig über die Mittelachse der Vorhalle in die nördliche Vorhallenhälfte in Form des Dreiecks z m x hinübergreift.

Bevor der Leser nun die Wirkung der Lichtstrahlen der Laterne II verfolgt, mag darauf hingewiesen sein, daß die

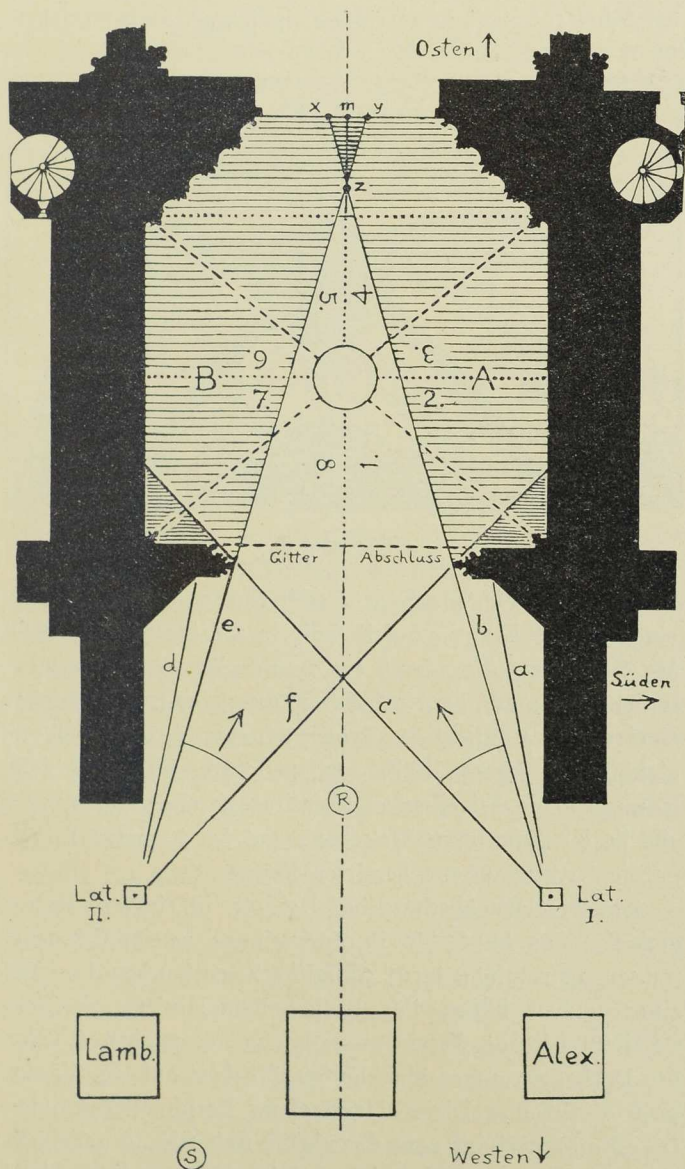


Abbildung 2.

Abb. 2 durch Aufeinanderlegen zweier gesonderter Grundrisse entstanden ist, von denen der eine für die Wirkung der Lichtstrahlen der Laterne I, der andere für jene der Laterne II gezeichnet wurde. Dem Beschauer steht ein

einfaches Mittel zu Gebote, die beiden aufeinandergelegten Grundrisse zum besseren Verständnis leicht wieder zu sondern. Der Leser braucht, wenn er sich mit den Lichtstrahlen der Laterne I beschäftigt, nur mit der Hand oder einem

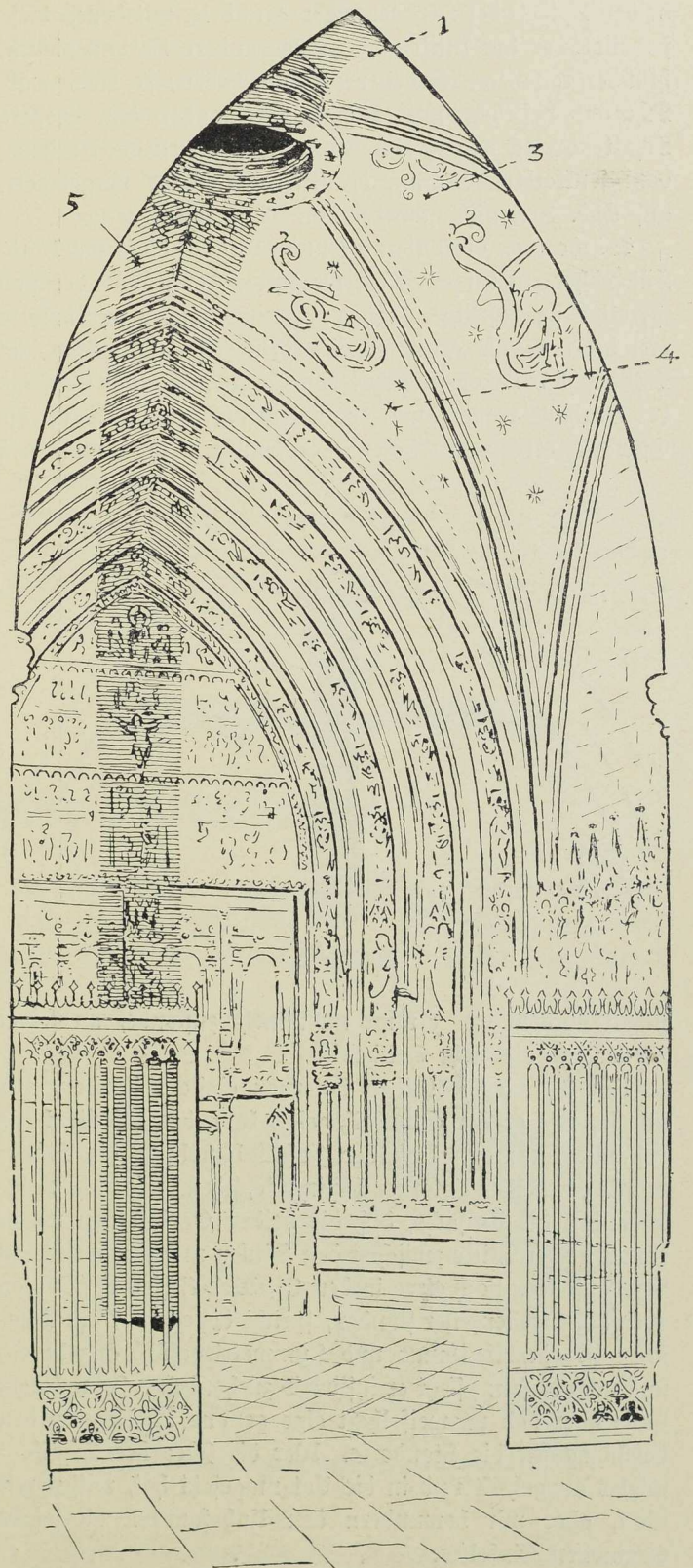


Abbildung 3.

Stückchen Papier das Schattenfeld B zuzudecken. Deckt er andererseits bei der Überlegung dessen, was die Lichtstrahlen der Laterne II bewirken, das Schattenfeld A zu, so wird das Resultat derselben augenfällig.

Bei gleichzeitigem Brennen beider Laternen hebt die Laterne I den von der Laterne II bewirkten Schatten B auf, und umgekehrt verwandelt die Laterne II den von der Laterne I verursachten Schatten A wieder in Helligkeit. Nur die Schattendreiecke $z m x$ und $z m y$ — es sind die beiden Spitzen der Schattenfelder A und B, mit denen diese jeweils über die Mittelachse in die andere Vorhallenhälfte hinübergreifen — werden nicht aufgehoben; sie bleiben als Schatten bestehen und bilden miteinander das größere Schattendreieck $z m y$, das auf dem Fußboden der Vorhalle, dem senkrechten Stamm des Schattenkreuzes vorgelagert, auf Abb. 3 dunkelschwarz in die Erscheinung tritt.

Würde man die Laterne I und II in der Richtung Nord-Süd näher zusammenrücken, als es auf der Abb. 2 der Fall ist, etwa so, daß ihre Entfernung voneinander nur halb so viel betrüge, als es unser Grundriß zeigt, so würde der Lichtstrahl b etwas südlicher von Punkt x auf die Ostwand der Vorhalle treffen, und der Lichtstrahl e würde dann die Ostwand etwas nördlicher von Punkt y berühren. Ein

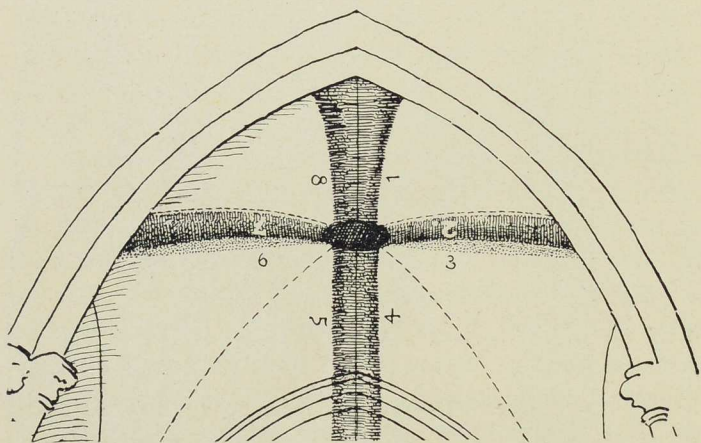


Abbildung 4.

Schattendreieck $z \times y$ käme nicht mehr zustande, an seiner Stelle läge vielmehr Helligkeit.

Nur so, wie die beiden Laternen einstens standen, und nur so, wie es der Grundriß zeigt, kann das Schattenkreuz zustande kommen. Daß der Zufall blindlings die Standpunkte der beiden Laternen bestimmte, scheint mir nicht wahrscheinlich; die Tatsache, daß die beiden Gaslaternen weder genau in der Mitte zwischen den Säulen und den westlichen Strebepfeilern noch etwa in den Ost-West-Achsen der Säulen oder der Strebepfeiler standen, spricht dagegen. Dem Menschen ist ein Rhythmus und Symmetriegefühl angeboren, und nach diesem pflegt er instinktiv zu handeln. In unserem Falle aber gab unzweifelhaft eine genaue Überlegung den Ausschlag für die Standorte. Wer die Idee des Schattenspiels ausgeheckt und in die Tat umgesetzt hat, wissen wir nicht, aber wir bewundern den Unbekannten ob seines originellen Einfalles.

Wie aber sah nun das allabendlich auftretende Schattenkreuz in seiner ganzen Ausdehnung aus, und auf welchen Teilen der Vorhalle pflegte es zu erscheinen? Auf Abb. 4 sehen wir, daß der Kreuzungspunkt der beiden Balken des Schattenkreuzes mit dem Scheitelpunkt des Vorhallengewölbes zusammenfiel, und daß dieser durch das dunkle

Loch der Schlüsselsteinöffnung noch besonders betont erschien. Der horizontale Schattenstamm erschien auf den Gewölbe-kappen 2 und 7, während der senkrechte in der Münsterachse auf dem Münstereingang und dem Tympanonfeld lag. Nach oben ging er über die Portalleibung mit ihren vier figurengeschmückten Hohlkehlen und über die Gewölbeabdeckung der Vorhalle hinweg. Daß der nördliche Rand dieses Schattens gleichsam der Abflatsch der südlichen Kante der Vorhallenöffnung war, wird beim Betrachten der Abb. 2 verständlich, ebenso daß der südliche Rand des Schattens von den Lichtstrahlen verursacht wurde, welche die nördliche Kante der Vorhallenöffnung bestrichen haben. Der Münstereingang und das darüber liegende Tympanonfeld liegen in der gleichen senkrechten Ebene, dagegen steigt die Portalleibung gegen den Scheitel des Vorhallengewölbes, sich also nach vorne neigend, in die Höhe, während endlich die Gewölbeabdeckung in ihren einzelnen Teilen mehr oder weniger horizontal liegt. Wäre der Untergrund, auf dem der Schattenkreuzstamm erschien, in seiner ganzen Ausdeh-

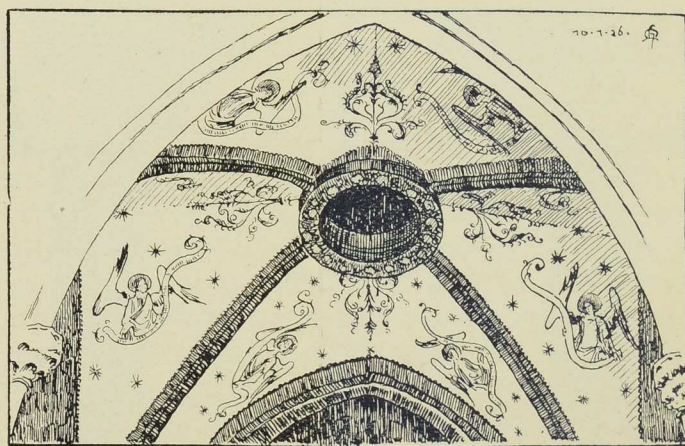


Abbildung 5.

nung durchweg die gleiche senkrechte Ebene, wie sie Münstereingang und Tympanonfeld hat, so würde mit Sicherheit der Schatten entsprechend der zum Spitzbogen zusammenlaufenden Kanten der Vorhallenöffnung eine trichterförmige Verbreiterung aufweisen. Indem sich aber die Portalleibung gleichsam als schräge Kulisse vor jene senkrechte Ebene schiebt, so werden die betreffenden Lichtstrahlen abgefangen, noch ehe sie die Schattenerweiterung auf der dahinter liegenden senkrechten Ebene bewirken können.

Die Gewölbeabdeckung der Vorhalle ist ein sog. Kreuzgewölbe, das durch die Durchschneidung zweier Gewölbetonnen von spitzbogigem Querschnitt entstanden ist. Bei einer solchen bilden sich Verschnidungslinien, die vom Scheitelpunkt des Gewölbes nach abwärts zu den 4 Ecken des Vorhallenraumes hinablaufen und dort auf sog. Kämpfern aufsitzen. Diese diagonalen Verschnidungslinien (= Grate) sind auf dem Grundriß und Abb. 4 gestrichelt eingezeichnet, auf Abb. 5 jedoch sehen wir an ihrer Stelle stark hervortretende (dunkel gezeichnete) Grate, die erst im Jahre 1889 bei der Vorhallenrestaurierung eingezogen wurden. Die Scheitellinien der zwei Gewölbetonnen, von Ost nach West und von Süd nach Norden verlaufend, finden sich auf dem Grundriß punktiert eingetragen, auf Abb. 5

gehen sie mitten durch die symmetrischen, vom Gewölbeschlußstein ausstrahlenden Ornamente hindurch.

Durch Grate und Scheitellinien wird die Vorhallenabdeckung in acht gleichgroße Dreiecksfelder eingeteilt, von denen die Gewölbekappen 1 und 4 und 8 und 5 zu der von Ost nach West verlaufenden Tonne gehören, während die Kappen 3 und 6 und 2 und 7 Teile der Südordtonne sind. Bei der Numerierung habe ich die Zahlen jeweils dem Auf- und Absteigen der Kappenflächen entsprechend angeschrieben, genau so wie die Spruchbänder tragenden Engel paarweise auf Abb. 5 einander die Köpfe zuwenden. Der Leser tut gut daran, die Abb. 4 und 5 über sich hochzuhalten und ein Weilchen von unten nach oben auf diese Zeichnungen zu schauen, das Auge empfindet dann sehr rasch, besonders bei Abb. 5, eine reliefartige Wirkung, die gut orientiert. Wohlbewußt hat der Zeichner dort die Strichlagen des Schattens in der Richtung des Aufsteigens der Kappen 2 und 7 von den Graten zur Scheitellinie hinauf angeordnet.

Die Gewölbekappen 2 und 7 liegen so, daß sie den beiden Gaslaternen gleichsam den Rücken zuwenden, und infolgedessen werden sie von den Lichtstrahlen nicht getroffen; sie waren also beim Schattenpiel unbelichtet. Aber man bemerkt bei Abb. 4, daß auf diesen unbelichteten Kappen

noch ein zweiter dunklerer Schatten liegt, der dadurch entsteht, daß die Lichtstrahlen der Laternen die Diagonalgrate zwischen den Kappen 1 und 2 und 8 und 7 bestreichen und deren Schlag Schatten auf die Gewölbekappen 2 und 7 werfen.

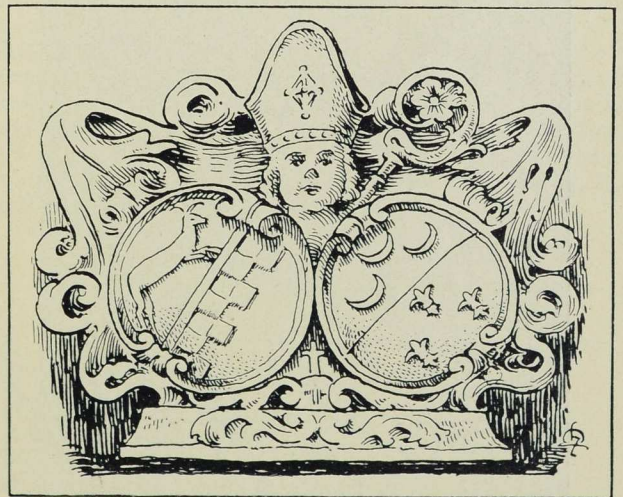
Zur Zeit, als sich unser Schattenpiel in der Vorhalle des Münsters zeigte, war die Abdeckung derselben noch anders wie heute. Vor der Restaurierung im Jahre 1889 waren keine plastischen Gurtrippen vorhanden, und es fehlte auch die plastische Umrahmung der Schlußsteinöffnung. Die Ränder der Gewölbekappen stießen vielmehr stumpf aneinander, und deshalb wirkte die ganze Vorhallenabdeckung trotz der noch vorhandenen Reste einer Bemalung aus dem Jahre 1609 im Dämmerlicht ziemlich eintönig — also ein Zustand, der für das geheimnisvolle Schattenkreuz den geeignetsten Hintergrund abgab. Die Durchführung der Restaurierung hat keineswegs etwas an den Vorbedingungen geändert, die etwa einem erneuten Aufleben des Schattenpieles im Wege ständen.

Wenn ich es unternommen habe, meinen Mitbürgern die natürliche Entstehung des Schattenphänomens zu vermitteln, so geschah dies auch nebenbei mit der Absicht, den Wunsch ausprechen zu können, daß dieses originelle Schattenpiel — wohl ein Unikum — recht bald wieder von neuem erstehen möchte!

Wappen am Oberrieder „Schlößchen“.

Zwischen Geroldstal und Oberried am steilen Bergabhänge liegt das sog. Schlößchen, das einst den Brüdern des Oberrieder Klosters als Tuskulum oder Gesellschaftsraum gedient haben mag. Es ist auch unter dem Namen „Schreinerhäusle“ bekannt; vielleicht war es seit der Säkularisation einmal im Besitze eines Schreiners. Vom ersten zum zweiten Stockwerk des Schlößchens führt eine originelle Wendeltreppe. Das obere Geschloß war ursprünglich ein Raum mit studierter Decke, in deren Mitte sich das Bild „Christus mit zwei Jüngern in Emaus“ befindet. Heute geht freilich eine eingezogene Zimmerzwischenwand mitten durch das Bild hindurch. Auch sonst machte das ganze Gebäude, als ich es während des Weltkriegs besichtigte, einen höchst verwahrlosten Eindruck. Über der Eingangstüre zu dem Schlößchen, die der Bergwand zugekehrt ist, sah ich in Stuck die hier abgebildete Wappensculpatur. Das Wappen heraldisch rechts zeigt einen geschachten oder mit Schächtelchen belegten Schrägrechtsbalken — das Wappenbild der Freiburger Familie Schächtelin, aus der Franz Schächtelin stammt, der 1725—27 Prior in Oberried war, ehe er Abt von St. Blasien wurde —, darüber einen springenden Hirsch, das Wappenbild des Klosters St. Blasien, dem das Priorat Oberried seit 1725 inorporiert war. Links sehen wir das Wappen des

Wilhelmiterklosters Oberried (vgl. E. Krebs im „Schauinsland“, Jahrlauf 44, Seite 19 f.). Also wird Franz Schächtelin, der in der Baugeschichte St. Blasiens einen hervor-



ragenden Platz einnimmt (vgl. L. Schmieder, Das Benediktinerkloster St. Blasien, Augsburg 1929), noch als Prior von Oberried oder erst als Abt von St. Blasien das „Schlößchen“ erbaut haben.

Dr. Fr. Ziegler.

Der Entwurf Wenzingers zum Grabdenkmal von Rodt im Münster zu Freiburg.

Von Professor Rudolf Weikel.

In dem romantischen Städtchen Meersburg, dem „felsigen Nest“ am Bodensee, findet sich auf dem Friedhof ein vergessenes Grabdenkmal, das Beachtung verdient. Es ist an der Nordmauer in

besteht aus einem 75 cm hohen Sockel aus grau-grünem Molasse sandstein in einfachen, klassizistischen Formen und aus einer figurenreichen, handmodellierten Tontafel. Der Sockel trägt die Inschrift:

Hier liegt Der Hochw. Hochgel. Herr Fr. Joseph Maldoner¹ St. Sebast. Bruderschafts Caplan und Pfleger geb. den 17. Novem. 1743 gest. den 1? April 1801 etc.

Aber nicht der hier ruhende Priester und nicht der Sandsteinsockel interessiert uns, sondern die Tontafel. Sie ist nämlich nichts anderes als die getreue Kopie oder vielleicht das Vorbild zu dem großen Denkmal des 1743 in Freiburg i. Br. verstorbenen kaiserlichen Generals und letzten Kommandanten der Festung (Alt-)Breisach, des Freiherrn Franz Christoph Joseph v. Rodt, das die Südwand des Chores im Innern des Freiburger Münsters schmückt und das ein Werk des vielseitigen Freiburger Rokokokünstlers Christian Wenzinger (1710—1797) darstellt. Die Meersburger Tontafel² ist 41 cm breit und 73 cm hoch, aus rotem Ton modelliert und zeigt alle Einzelheiten des Freiburger Denkmals in zierlicher Feinheit. Leider sind alle Köpfe der Figuren, sowie der Putto, der ganz links auf dem Sarkophag steht und das Wappen hält, abgebrochen. (Das gleiche Wappen findet sich übrigens mit einem Löwen als Schildhalter und dem Kardinalshut an Stelle des Helmes im imposanten Treppenhaus des neuen Schlosses in Meersburg.) Das Oval am oberen Ende des Obelisk, das in Freiburg das Medaillonbildnis des Verstorbenen trägt, ist leer. Eine Vertiefung darunter, in der anscheinend ein Stift eingefügt war, läßt auf das ursprüngliche Vorhandensein der vier Familienwappen (etwa in



Grabmal von Rodt im Freiburger Münster.
Nach Druckstock des Münsterbauvereins.

der Nähe der v. Laßbergischen Gruft und dem Grabe der Dichterkönigin Annette v. Droste-Hülshoff aufgestellt und

¹ Der Bruderschaftskaplan Fr. Joseph Maldoner ist laut freundlicher Mitteilung von Herrn Stadtpfarrer Restle in Meersburg dort als Sohn des Dominicus Maldoner und der Maria Josepha Kermänin am 17. November 1743 geboren und als Joannes Franciscus M. im Taufbuch eingetragen. Noch nicht klären ließ sich die verwandtschaftliche Beziehung zu dem 1712 im Mittelschiff des Freiburger Münsters beerdigten vorderösterreichischen Hofgerichtssekretär und Generalauditor Johann Franz Maldoner, dessen Sohn der 1695 geborene vorderösterreichische Registrator und spätere fürstbischöflich baskische Kammerrat und Archivar Leonhard Leopold Maldoner (gest. 1765 in Pruntrut) war, der zwei Handschriften: „von der Stadt Freiburg und ihren Kriegen“ und „Brisgoviae veteris et novae d. i. des alten und neuen Breisgau Sammlungen von Stiften, Gotteshäusern, Clöstern, Stätten, Schlössern, Flecken, Dörfern und Landschaften“ hinterlassen und das Archiv der Stadt Freiburg geordnet hat (freundliche Mitteilung von Herrn Dr. h. c. Fr. Ziegler).

² Um die genannte Tontafel vor der weiteren Zerstörung zu schützen, wurde sie im Frühjahr 1929 auf Anordnung des Bürgermeisters Dr. Moll vom Friedhof weggenommen, während der Sockel mit Inschrift an Ort und Stelle verblieb. Sie wird zusammen mit einem Abbild, das 3. St. Bildhauer Chinger-Meersburg auf Grund der Tontafel und eines Lichtbildes des von Rodtschen Denkmals im Freiburger Münster ausführt, im dortigen Rathaus aufgestellt werden.

Metall getrieben) schließen. Im übrigen ist das Material der Plastik gut erhalten.

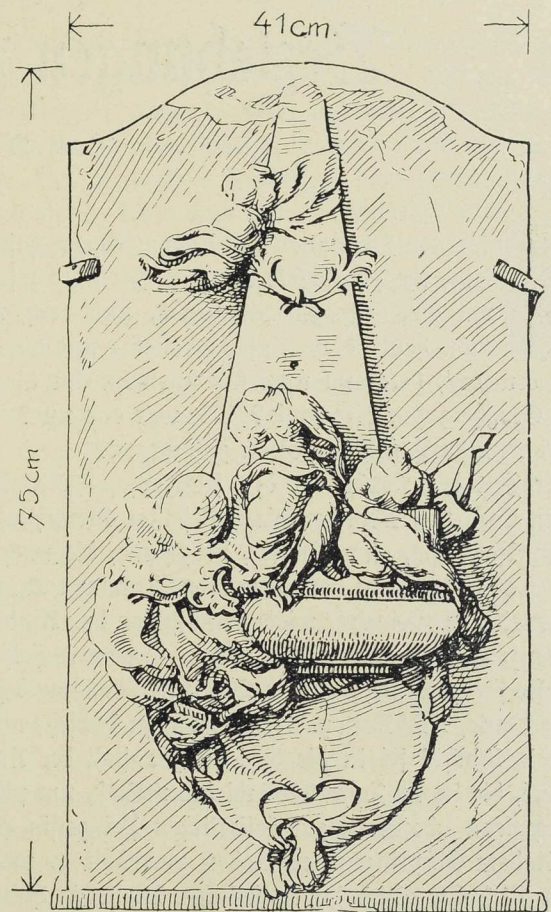
Die Tonplatte paßt nicht zu dem Sockel; beide Teile sind dem Material und dem Stil nach fremdartig. Weiter paßt der pompöse, kriegerische Inhalt der Darstellung nicht zu dem Verstorbenen. Wie erklären sich nun diese Widersprüche und was hat das Abbild des Freiburger Denkmals in Meersburg zu tun?

Wie die Inschrift besagt, wurde das Denkmal des kaiserlichen Generals v. Rodt im Münster zu Freiburg auf Betreiben seiner vier überlebenden Söhne errichtet. Von diesen waren nun zwei Fürstbischöfe von Konstanz, die im „Neuen Schloß“ zu Meersburg residierten und in der dortigen Stadtkirche ihre letzte Ruhestätte fanden, nämlich Franz Conrad v. Rodt (1750—1775 Bischof, 1756 zum Kardinal erhoben) und Maximilian Christoph v. Rodt (1775—1800 Bischof). Somit ist der Zusammenhang zwischen Freiburg und Meersburg in dieser Angelegenheit hergestellt. Der mit der Ausführung des Denkmals beauftragte Künstler Christian Wenzinger wird seinen Entwurf oder eine Kopie davon einem oder den beiden mächtigen Auftraggebern vorgelegt bzw. überlassen haben. Das könnte gelegentlich einer Reise Wenzingers nach Wien im Jahre 1753 geschehen sein, bei der er vielleicht seinen Weg über Meersburg nahm¹. Der Beginn der Arbeit am Denkmal wird ja in diesem Jahre vermutet. Nach dem Tode des letzten Bischofs v. Rodt (1800) wird die in Meersburg verbliebene Tontafel als herrenloses Gut zum Schmuck eines Grabsteins geeignet befunden und in der angegebenen Weise verwendet worden sein.

Ob die Meersburger Platte als Originalwerk von der Hand Wenzingers (Entwurf) angesehen werden kann — was mir im Hinblick auf die flotte Modellierung sehr wohl mög-

¹ Daß weitere Beziehungen zwischen den kunstliebenden Konstanzer Bischöfen und Wenzinger bestanden — was man vermuten könnte —, scheint sich nach Beobachtungen in Konstanz und Meersburg nicht zu bestätigen, es sei denn, daß die beiden Statuetten von der Hand Wenzingers, die zu beiden Seiten des Tabernakels auf dem Altar des ehemaligen Priesterseminars Meersburg stehen, der heute die Kreuzkapelle des Priesterseminars St. Peter i. Schw. ziert, tatsächlich von Wenzinger für Meersburg gearbeitet worden sind. Auch geben die Archivalien im Badischen General-Landesarchiv hierüber keinen Aufschluß.

lich erscheint — oder ob sie eine Werkstattarbeit (Kopie?) darstellt, muß die Prüfung eines Kenners entscheiden.



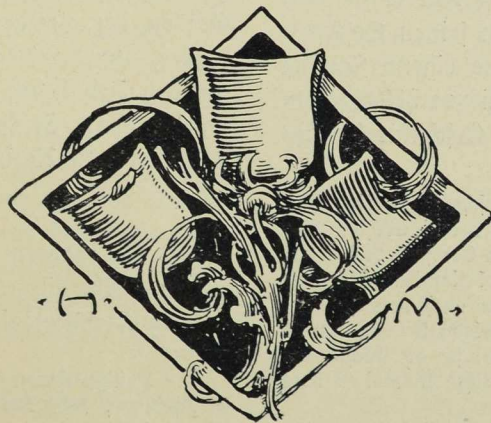
Meersburger Tontafel.

Entwurf von Christian Wenzinger zum Grabmal von Rodt im Chor des Münsters zu Freiburg i. Br.

Nach Lichtbild gezeichnet von Studentrat Ludwig Seufert.

Anmerkung der Schriftleitung.

Von den vier Wappen am Obelisk des Rodt'schen Grabdenkmals im Freiburger Münster ist auf der Meersburger Tontafel nichts oder nichts mehr zu erkennen. Da sie nirgends beschrieben sind, seien sie hier aufgeführt. In der Mitte alleinstehend (sowie auf dem Sarkophag) ist das Wappen der Freiherren von Rodt; darüber links (heraldisch rechts) das Wappen der Mutter des Generals von Rodt, Maria Barbara geb. von Ow († 1706); in der Mitte das Wappen der Großmutter väterlicherseits, Maria Barbara geb. von Westerstetten; rechts das Wappen der Großmutter mütterlicherseits, Maria Dorothea von Ow, geb. von Wulfen.



Großherzogin Stephanie von Baden und ihre Beziehungen zur Stadt Freiburg.

Von Anna Kupferschmid.

Sunter den Fürstinnen auf Badens Thron hat wohl keine ihr Herz so sehr der Stadt Freiburg geschenkt wie Großherzogin Stephanie, und doch, wenn man heute diese einst so beliebte und populäre Fürstin erwähnt, bekommt man fast ausnahmslos die Antwort: „Großherzogin Stephanie? Wie war das nur? Hing sie nicht irgendwie mit Napoleon zusammen?“

Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution hatte ein Graf von Beauharnais von seiner Gemahlin, M^{me} de Lezay-Marnesia, eine Tochter, Stephanie, die nach dem frühen Tode der Mutter von einer alten frommen Tante erzogen wurde. Er heiratete wieder und schien das Kind ganz vergessen zu haben. Unerwartet, als sie 14 oder 15 Jahre alt war, holte sie ihr Onkel, Herr von Lezay-Marnesia, und stellte sie ihrer Tante, M^{me} Bonaparte, vor, die sie hübsch und fein fand. Sie brachte sie in die Erziehungsanstalt der M^{me} de Campan¹, die sie im Jahre 1806 wieder verließ, um plötzlich von Napoleon adoptiert, zur kaiserlichen Prinzessin erklärt und mit dem Erbprinzen von Baden vermählt zu werden. Sie war 17 Jahre alt, besaß natürlichen Verstand, Heiterkeit und Mutwillen, was ihr sehr gut stand, hatte ein angenehmes Äußere, hübschen Teint, lebhaftes blaue Augen, schönes, blondes Haar und eine reizende Stimme. Der Erbprinz verliebte sich sofort in das „kluge, zierliche Geschöpf voll beweglicher Anmut“, fand aber anfangs keine Gegenliebe. Stephanie lehnte trotz aller Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen jede Annäherung ihres Gemahls ab und blieb jahrelang bei dieser Weigerung. Wiederholt kamen heimliche Abgesandte Napoleons an den badischen Hof, um ihr im Namen des Kaisers vorzustellen, daß Pflicht und Vernunft von ihr verlangten, sich mit ihrem Gemahl gut zu stellen, daß ihre Zukunft so lange nicht gesichert sei, als sie dem Lande keinen Erben schenke, und daß sie auch gegen das Interesse Frankreichs handle (Mémoires de M^{me} de Rémusat)².

Stephanie gab endlich nach; aber nun war es zu spät. Erbgroßherzog Karl war zu sehr in allen seinen Gefühlen verletzt worden, zu sehr hatte auch seine eigene Familie gegen Stephanie geschürt (über die Familienverhältnisse am badischen Hofe siehe Dr. Willy Andreas, Geschichte der ba-

dischen Verwaltungsorganisation und Verfassung 1802 bis 1818). Nun war er es, der jede Annäherung in schroffster Form zurückwies. Vergebens bot Stephanie alle ihre Liebenswürdigkeit und Kofetterie auf; endlich fühlte sie sich in ihrer weiblichen Würde verletzt und zog sich zurück. Die beiden mieden sich, wo sie nur konnten, und eine Zeitlang schien es, als ob beide durch diese Ehe unglücklich werden sollten. Baden ist ein kleines Land („ein Land ohne Embonpoint mit einer sehr dünnen Taille“, hatte Stephanie gesagt), die Bevölkerung hing jederzeit in treuer Liebe an ihrem Fürstenhaus und interessierte sich für sein Familienleben, und so sprach man in Stadt und Land von der unglücklichen Ehe des jungen Paares. Da, gegen den Herbst 1810, geschah etwas völlig Unerwartetes, den Parteien am Hofe höchst Unerwünschtes. Erbgroßherzog Karl zeigte sich plötzlich in seine Gemahlin verliebt, wie in den Tagen seiner Brautwerbung, und Stephanie hatte nur Augen für ihn und strahlte vor Glück. Das junge Paar war unzertrennlich, nahm alle Mahlzeiten gemeinsam ein, ging miteinander im Schloßgarten spazieren, und keines zeigte sich mehr ohne das andere in der Öffentlichkeit.

Am 5. Juni 1811 schenkte Stephanie ihrem Gemahl eine Tochter, Prinzessin Luise Amalie Stephanie (1830 mit dem Prinzen Gustav Wasa vermählt). Fünf Tage darauf, am 10. Juni, starb Großherzog Karl Friedrich, und Erbgroßherzog Karl folgte ihm in der Regierung.

Die Stadt Freiburg entsandte als Glückwünschdeputation Stadtdirektor v. Jagemann¹ und Oberbürgermeister Adrians², die zugleich anfragen sollten, ob ein Entbindungsgeschenk erwünscht wäre bzw. ob andere größere Städte ein solches gegeben hätten. Sie erhielten den Bescheid, daß das Entbindungsgeschenk aufhören solle. Anscheinend war der Stadt aber viel an der Gunst der jungen Großherzogin gelegen, denn ganz kurze Zeit darauf (wann, war nicht zu ermitteln) schenkte sie Stephanie ein Panmelodikon für 1600 Gulden, das, um der Bürgerschaft jede Einsammlung zu ersparen, aus der Beurbarungskasse bezahlt wurde, und ließ um den Besuch der Großherzogin bitten, der auch zugesagt wurde. Am 8. September 1811 traf dann folgendes offizielle Schreiben von Karlsruhe ein:

Hochgeehrte Herren!

Mit wahren Vergnügen habe ich in Gegenwart des Herrn Oberbürgermeisters Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der Frau Großherzogin, den Wunsch der Stadt Freiburg, daß

¹ Jeanne Louise Henriette Genet, französische Erzieherin, glänzend ausgebildet, mit 15 Jahren Vorleserin der drei Töchter Ludwigs XV., von Marie-Antoinette mit Herrn von Campan verheiratet und zu ihrer Kammerfrau ernannt. In der Revolution dem Tode entronnen, errichtete sie eine Erziehungsanstalt, die auch von Hortense Beauharnais besucht wurde. So lernte sie Napoleon kennen, der sie 1807 zur Vorsteherin seines neuerrichteten Instituts für die Töchter der Ritter der Ehrenlegion machte. Berühmt durch ihre Memoiren über das Privatleben Marie-Antoinettes.

² M^{me} de Rémusat, geb. 1780, gest. 1821, Palastdame der Kaiserin Josephine, berühmt durch ihre „Mémoires 1802—1814“, welche 1879 von ihrem Enkel veröffentlicht wurden.

¹ Philipp Anton v. Jagemann, 1807 Hofrat und erster Beamter in Dillingen, 1809 Stadtdirektor in Freiburg, 1814 Stadtdirektor in Mannheim.

² Johann Joseph Adrians, 1806 Bürgermeister, 1807—1824 Oberbürgermeister von Freiburg.

Hochdieselbe das Panmelodikon als einen zwar kleinen Beweis ihrer Verehrung und kindlichen Liebe anzunehmen geruhen möchten, dargebracht und Höchstsie gebeten, in Bälde diese Stadt mit Höchsthier Gegenwart zu beglücken. Beides wurde unter den huldvollsten Ausdrücken angenommen mit der Versicherung, wie sehr sie sich freue, eine Stadt zu sehen, die durch ihre Treue und Anhänglichkeit an ihre Regenten von jeher rühmlichst bekannt sei. Äußerst angenehm ist es mir, dieses dem wohlloblichen Magistrat mit dem weiteren Beisatze zu eröffnen, daß Höchstdieselben wirklich bis 9. dieses Monats in Freiburg eintreffen werden.

Ich habe die Ehre, mit vorzüglicher Hochachtung zu sein

Der Minister des Innern
Andlaw.

Karlsruhe, den 7. September 1811.

(Stadtarchiv: Landesfachen.)

Die Stadt hatte bereits große Vorbereitungen zu einem festlichen Empfange getroffen. Als Wohnung für die Großherzogin war das Kommanderiegebäude bestimmt¹.

Beim Christophstor prangte ein von Professor Arnold² errichteter Triumphbogen, dessen oberstes Piedestal in blauen und roten Blumen ausgeführt die verschlungenen Initialen CS (Carl und Stephanie) zeigte. Auf den durch zwei Pilaster in drei Felder eingeteilten Flächen sah man rechts einen Genius, der die eine Hand auf einen Altar, die andere auf das Wappen Freiburgs legte, oben einen kleinen schwebenden Genius mit dem bekränzten Wappen der Zähringer und der Unterschrift: „Der Schutzgeist der getreuen Stadt huldigt dem Nachkömmling der Fürsten, die er einst als Väter zu seinen Toren einziehen sah.“ Im linken Felde erblickte man eine Mutter in antikem Gewande, über ihr einen kleinen Genius mit einem Füllhorn und der Unterschrift: „Mütter gehen der Fürstin, die Mutter ist wie sie, entgegen und drücken ihre Kinder voll Hoffnung ans Herz.“ Das ganze Monument war mit Buchs und Tannenreis „vergrünt“ und mit Blumen- und Fruchtgirlanden geschmückt. Die Allegorien waren als Basreliefs grau in grau gemalt, die Inschriften mit Gold auf schwarzem Grunde aufgelegt. Da der Triumphbogen am Ende der Pappelallee stand, so hatte man beim Eintritt einen überraschend schönen Blick auf den Münsterturm. Die zwei nächstgelegenen Brunnen der Hauptstraße waren von den Anwohnern sehr schön mit Blumenfestons geziert; über dem Bertholdsbrunnen aber erhob sich ein ganz vergrünter und mit Blumen geschmückter Ehrentempel, auf dessen Kuppel der verschlungene Name des Großherzogspaares schwebte. Auf einem Teile des Frieses glänzte die Inschrift: „heilig ist der Tempel, den nicht Furcht, sondern Liebe weiht.“ Auch dieses Monument, sowie eine Ehrensäule vor der Universität, auf deren Piedestal eine Muse einer Grazie die Hand bot, war eine Schöpfung des Professors Arnold. Die Unterschrift der Säule: „Wo dem Fürsten die Musen, der Fürstin die Grazien huldigen, da sprechen getreue Völker mit Liebe

und Freude die Huldigung nach“, war, wie fast alle Inschriften der sämtlichen Monumente, von Hofrat und Professor Jacobi¹.

Es würde zu weit führen, alle die Ehrentempelchen, die von Adel und Bürgerschaft teils vor ihren Häusern, teils auf den Balkonen errichtet wurden, und ihre Inschriften zu beschreiben. Sie waren sämtlich in dem neuen Empirestil gehalten, die Inschriften handelten von Fürstengröße und Bürgertugend, Liebe und Treue, Schönheit, Grazie, Rosen und Mutterglück. Besonders erwähnt werden sollen aber doch ein Obelisk vor dem Hause des Staatsministers v. Andlaw (Kaiserstraße 68), das hervorragend sinnig geschmückte (1826 abgebrochene) Christophstor als Wohnung des Generals v. Lingg, ein Ehrentempel, den die Lesegesellschaft errichten ließ, ein solcher des Kaufmanns Mez (Kaiserstraße 60), ein ganz transparent gemalter Tempel des Stadtrats Kuenzer (Kaiserstr. 59) und die originelle Nachahmung der Ruine Zähringen, welche die Bewohner Oberlindens in Verbindung mit ihrer Linde gesetzt hatten. (Näheres darüber oben S. 5. Die Schriftleitung.)

Die Beleuchtung des Martinstors hatte das Bürgercorps übernommen. Nach dem Plane des Baudirektors Sischer wurden rechts und links zwei Obeliskten aufgestellt, geziert mit den Buchstaben CS. Zwischen diesen war ein chinesisches Feuerrad von 12 Schuh im Durchmesser, das in der Mitte die großherzogliche Krone hatte und durch das sehr gut gewählte Farbenspiel abwechselnd Strahlen und Feuerfunken von sich zu werfen schien. Das Ganze wurde durch die Toruhr in Bewegung gesetzt².

Ganz Freiburg bis in die entlegensten Gassen schmückte seine Häuser und bereitete sie für die Beleuchtung vor; die gesamte Einwohnerschaft war voll freudiger Aufregung, Spannung und Erwartung. War es doch nicht bloß die junge schöne Landesmutter, die kommen sollte, sondern auch die Adoptivtochter Napoleons, „Stephanie Napoleon“.

Im Auftrage der Stadt hatte Hofrat Jacobi ein Empfangsgedicht verfaßt³, das anscheinend bei der Übergabe des Stadtgeschenkes gesprochen wurde. Es war eine Stidarbeit der jungen Mädchen für die Ausstattung der kleinen Prinzessin (wofür das „Frauenstift“ St. Ursula 32 Gulden 12 Kreuzer erhielt), dazu Blumen und Früchte.

Am 11. September 1811, abends 8 Uhr, traf Großherzogin Stephanie in Freiburg ein. Sie wurde an der Grenze des Dreisamkreises von dem Staatsrat und Kreisdirektor v. Roggenbach⁴ bewillkommt, an der Stadtgrenze aber von einem Detachement der bürgerlichen Kavallerie, an der Ehrenpforte des Einzugstores von dem General v. Lingg⁵ und dem Oberbürgermeister Adrians an der Spitze des Stadt-

¹ Johann Georg Jacobi, Dichter, war seit 1784 Professor der Literatur in Freiburg, wo er 1814 starb.

² Abbildung und Beschreibung der vorzüglichen Monumente, welche bei der Anwesenheit Ihrer Kaiserlichen Hoheit Stephanie, Großherzogin von Baden, in Freiburg errichtet waren. Mit acht Kupfertafeln von Meisburger. In der Herderschen Universitätsbuchhandlung 1811.

³ Gedruckt in der Herderschen Universitäts-Buchdruckerei.

⁴ Seit 1809 Kreisdirektor in Freiburg.

⁵ Held der rührenden Heßelschen Erzählung, der die wegen Ermordung eines französischen Offiziers zu Zerstörung und Plünderung verurteilte Stadt Hersfeld in Kurhessen rettete.

¹ Haus Salzstraße Nr. 28, das seit Aufhebung des Deutschordens (1806) Kreisdirektorialgebäude geworden war.

² Friedrich Arnold von Karlsruhe, 1811 Professor der Baukunst in Freiburg. Er war ein Bruder des Kreisbaumeisters Christoph Arnold.

rates. Die ganze Straße bis an die Grenze des Stadtbannes, sowie die Ehrenpforte waren beleuchtet; beim Einzug ertönte militärische Musik; die Straßen waren abwechselnd mit landesfürstlichen Truppen und dem Bürgerkorps besetzt. Freundlich grüßend fuhr die Kaisertochter durch die wogende, Vivat rufende Volksmenge. Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft der Fürstin in ihrer Wohnung. Viele Tausende von Fremden waren herbeigeströmt und wogten in den Straßen. Um 1 Uhr des folgenden Tages wurden Ihrer Kaiserlichen Hoheit der General v. Lingg mit dem Offizierskorps, der Adel beiderlei Geschlechts, das Hofgericht, das Kreisdirektorium, das Oberforstamt, die Hohe Schule,



Stephanie Napoleone, Kaiserl. Prinzessin von Frankreich
Erbgroßherzogin zu Baden.

Nach Stich (Barth dl. Nutenietz so.) in den Städt. Sammlungen.

das Stadtamt mit dem Stadtrat und dem Bürgerkorps und die Geistlichkeit in feierlicher Audienz vorgestellt und auf das huldreichste empfangen. Höchstdieselben nahmen die Einladung des Herrn Stadtdirektors v. Jagemann zu einem auf dem Loretoberge veranstalteten Fest mit unbeschreiblicher Anmut an.

Der Vorplatz der Loretokapelle oder die Terrasse war nach den Ideen des Professors Arnold in einen herrlichen Saal verwandelt und stimmte mit seinen vergürnten Säulen, Hallen und Lauben schon von Anfang des Festes zur Fröhlichkeit. Um 5 Uhr erschien, von Bürgermeister und Stadtrat begrüßt, die Großherzogin. Eingeladen zum Feste waren alle, die in der feierlichen Audienz vorgestellt worden waren. Für das Volk waren besondere Plätze angewiesen. 40 Paare junger Landleute aus verschiedenen Dörfern des Breisgaves in ihrer Tracht zogen mit Musik den Hügel herauf, stellten

sich im Halbkreis am Fuße der Terrasse auf und zogen nach erhaltener Erlaubnis an der gnädigen Fürstin vorbei unter lauten Vivatrufen durch den Saal, worauf sie auf der nahegelegenen Wiese, wo ein eigener Tanzboden für sie errichtet war, ihre von Schalmeien und Pfeifen begleiteten Nationaltänze aufführten. Wiederholt äußerte die Fürstin ihr Wohlgefallen an dem Schauspiel. Hierauf wurde ein prächtiges Goüter aufgetragen, bei welchem durch das huldvolle Benehmen der liebenswürdigen Fürstin der heiterste Ton herrschte. Nach Eintritt der Dämmerung ertönte ein Kanonenschuß, und von den Spitzen der Hügel und Berge im Umfang mehrerer Stunden loderten auf einmal helle Flammen auf. Die Ruinen des Schlosses Zähringen glühten im Feuer, auf dem Schloßberg flogen Raketen und Feuerkugeln. Alle nahegelegenen Dörfer, alle Gartenhäuser und Wohnungen waren beleuchtet und erschienen als schimmernde Punkte. Wie ein Riese hob sich der Münsterturm aus der Masse von Häusern, wie brillantene Seenschlösser strahlten das Kloster Günterstal, das v. Greiffeneggsche Schloßchen und das sog. Jesuiten-Schloßchen. Erst nach 8 Uhr kehrte die Kaisertochter, die mit freudeglänzenden Augen immer wieder ihr Entzücken aussprach, in ihre Wohnung zurück. Seit 1770, wo auch eine Kaisertochter hier war (Marie-Antoinette), war die Stadt nie so prächtig, der Münsterturm aber gar nicht mehr beleuchtet worden.

Mittwoch, den 13., und Donnerstag, den 14., benutzte Ihre Kaiserliche Hoheit zu einer Reise ins Höllental und kehrte am 14. wieder nach Freiburg zurück. Am 15. besuchte sie das Mädchen-Lehrinstitut der Ursulinerinnen und die Universität. Zu Mittag wurden der Stadtdirektor v. Jagemann, Oberbürgermeister Adrians und Stadtamtmann Ris als Kommandant der Bürgerwehr zur großherzoglichen Tafel gezogen. Jeden Abend war große Gesellschaft in den Appartements der Frau Großherzogin, zu welcher nach und nach der ganze hiesige Adel eingeladen wurde. Am Sonntag um 11 Uhr war im Münster eine musikalische Messe, der Ihre Kaiserliche Hoheit beiwohnte. Sie wurde am Portal von Herrn Stadtpfarrer Boll¹, der auch die Messe las, und der gesamten Geistlichkeit, im Chor von sämtlichen Militär- und Zivilbehörden empfangen. Das Bürgerkorps hatte von Anfang der Straße an Spalier gebildet. Nach der Messe ließ sich die Großherzogin den reichen Hochaltar und dessen herrliche Gemälde zeigen und weilte mit Interesse bei den im Chor befindlichen Bildnissen der alten Zähringer. Abends nach 8 Uhr war feierliche Abschiedsaudienz, und um 9 Uhr begann der von der Stadt veranstaltete Bal paré, den die Großherzogin schon um 10 Uhr mit ihrer Gegenwart beehrte. Um 11 Uhr wurde das Souper aufgetragen. Die reizende Fürstin eroberte alle Herzen, und der Ball war einer der glänzendsten und heitersten. Stephanie tanzte mit unbeschreiblicher Grazie, und unter Pauken- und Trompetenschall und dem Vivatrufen der sich bescheiden zudrängenden Gäste verließ sie um 1 Uhr den Ball. Beim Abschied versprach sie, bald, bald wiederzukommen. Am Montag reiste sie unter dem Donner der Kanonen ab, begleitet von der bürgerlichen Kavallerie, um sich nach dem oberen Breisgau zu begeben.

¹ 1809—1827 Münsterpfarrer in Freiburg, 1827 erster Erzbischof von Freiburg.

Am 30. Oktober kehrte die Großherzogin wieder nach Freiburg zurück, begleitet von der Kavallerie der Stadt Staufen und eingeholt von der hiesigen Bürgerkavallerie. Sie nahm ihr Absteigequartier wieder im „Hotel“ des Kreisdirektoriums (Salzstr. 28), wo die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden sie bewillkommneten. Am Abend besuchte sie das Theater, wo sie mit unbeschreiblicher Anmut die Versammlung grüßte, die in stürmische Divatruße ausbrach. Ebenso den folgenden Tag. Am 1. November (Allerheiligen) war musikalische Messe im Münster, wo Stephanie unter denselben Zeremonien wie bei ihrem vorhergehenden Aufenthalt empfangen und begrüßt wurde. Am 2. November verließ sie unter dem Donner der Kanonen und in Begleitung der bürgerlichen Kavallerie Freiburg, um über Offenburg nach der Residenz zurückzukehren. Beim Abschiede überreichte sie dem Kreisdirektor, Freiherrn v. Roggenbach, und dem Stadtdirektor v. Jagemann eine goldene, geschmackvoll gearbeitete Tabatière (Tabaksdose) und trug letzterem insbesondere auf, den Freiburgern ihre Zufriedenheit und ihren Dank für die bezeugte Liebe und Anhänglichkeit auszusprechen. (Freiburger Zeitung.)

Von dem zuweilen sehr drollig anmutenden Nachspiel der glänzenden Feste sollen hier zwei Beispiele aus den Akten des Stadtarchivs folgen. Ein Heer von Rechnungen strömte dem Magistrate zu, der als guter Haushälter in schlechten Zeiten energisch in Tätigkeit trat, die Rechnungen mit wenig Ausnahmen heruntersetzte, den Leuten genau bewies, was sie anzusprechen hatten, und selbst 24 Kreuzer abzog. Gewissenhaft und sparsam, war der Magistrat auch frei von Haschen nach Popularität. Z. B. verlangen Georg Nüßle, Hyazinth Bär, Anton Hirt und Schneider Merk für die Bedienung auf dem Loretoberg 2 fl. für den Mann, erhalten aber nichts mit dem Bescheid, sie seien mit Speise und Traktament erquickt worden, und die Bedienung habe nur ein paar Stunden gedauert.

Sehr amüßant sind auch die Akten über die Entschädigungsansprüche des „Berglebruders“ auf dem Loretoberg, Sakristan Sebastian Gros, die er im März 1812 einreicht. Der entrüstete Protest des Magistrats lautet, wenn der Berglebruder zu Schaden gekommen wäre, hätte er sich sicher sofort gemeldet, und man hätte die Sache untersuchen können. Ganz unbegreiflich sei es, daß Herr Professor Arnold bezeugen könne, daß dem Sakristan drei Saum Wein und zehn Zentner teils Öhmd, teils Klee während den Tagen der Feierlichkeit abhanden gekommen seien. Er habe ja nur Bier verzapft und den Wein maßweise aus der Grünbaumwirtschaft in der Wiehre holen lassen, und ebensowenig habe er zehn Zentner Sutter besessen. Oberbürgermeister Adrians schrieb noch eigenhändig auf den Rand, Gros gebe nun an, daß er seine Trauben eingebüßt habe, daß diese aber bei der größten Ergiebigkeit nicht einmal die Hälfte des angegebenen Schadens einbrächten und überdies Bannwarte und Polizeidiener während der Festlichkeiten und an den vorhergehenden Tagen Wache gehalten hätten, so daß höchst wahrscheinlich nicht eine einzige Traube entwendet worden sei. Ebenso verhalte es sich mit dem Grasfeld. Der Mann habe vergessen, daß die Festlichkeit im September stattfand, wo Heu und Öhmd längst eingeheimst seien. Übrigens habe er, berichtet

der Stadtrat, von der ganzen Festlichkeit nur großen Verdienst gehabt. Natürlich wird der Berglebruder mit seiner Forderung abgewiesen.

Aus den folgenden Jahren war nur wenig über die Beziehungen der Großherzogin zu Freiburg zu ermitteln, doch muß sie eine große Vorliebe für die Stadt gehabt haben, denn ihr Gemahl, Großherzog Karl, nannte sie öfter scherzweise den „Schutzengel des Breisgaus“. Jedenfalls hat sie sich sehr um die Lehrinstitute der weiblichen Jugend gekümmert. Sie korrespondierte mit der Superiorin der Ursulinerinnen, Caroline Caspar, zu der sie sofort eine große Zuneigung gefaßt hatte. Es ist noch das Konzept eines französischen Briefes im Stadt-



Großherzogin Stephanie von Baden.

Nach Gravierung von E. Scriver in den Stadt. Sammlungen.

archiv erhalten, worin die Superiorin bittet, die Großherzogin möge, wenn es nötig sei, kleine Änderungen an der Klostertracht einführen. Interessant ist die Bemerkung, die Ordens-trachten seien ja die Witwentracht aus der Zeit des jeweiligen Stifters. Weiter spricht die Superiorin von dem neuen Geist, der das Kloster durchdringen müsse, daß die Klosterfrauen nicht nur sittenrein, sondern auch gebildeten Geistes sein und sogar eine leise Kenntnis der Welt besitzen müßten, weil die Schülerinnen in dieser leben und Frau und Mutter sein müßten¹. In einem Briefe Wessenbergs² an den Freiburger Stadtrat Weiß vom 2. Dezember 1811, der von der Ver-

¹ Eingehendes über Caroline Caspar und ihre Beziehungen zu Großherzogin Stephanie bei Hermann Mayer, Karoline Caspar, Superiorin des Lehrinstituts St. Ursula zu Freiburg (1809—1860), ein Stück Freiburger Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts. Freiburg 1920.

² Ignaz Heinrich von Wessenberg, geb. 1774, gest. 1860, Bistumsverwejer von Konstanz und Reformator im Josephinischen Sinne.

besserung der weiblichen Lehrinstitute handelt, heißt es: „Mich freut sehr, wenn die Frau Großherzogin sich darum annimmt und im gleichen Sinne wirkt.“ (Stadtarchiv.)

Am 3. Februar 1814 wurde in Freiburg auf Veranlassung Stephanies zur Pflege verwundeter und kranker Krieger ein Frauenverein gegründet während der furchtbaren Ruhr- und Nervenfieberepidemie, die, von den durch marschierenden Soldaten schon im Dezember 1813 eingeschleppt, unter den aus Seindesland zurückkehrenden Truppen und unter der Stadtbevölkerung wütete. An diesem Tage erließ die von der Großherzogin zum Mitglied des Hauptkomitees ernannte Freifrau v. Andlaw, geb. v. Schackmin, einen Aufruf an die Frauen Freiburgs, „worunter mehrere schon längst im stillen mit Wohltaten dieser Art beschäftigt sind“, mit der Bitte, Gaben an sie oder an die von der Großherzogin ebenfalls beauftragte Frau Bürgermeister Adrians abzuliefern¹.

Nach Freiburg ist Stephanie als regierende Großherzogin nicht mehr gekommen. Freud und Leid ihrer jungen Ehe, Kriegslärm und Landesarmut und nicht zum wenigsten der sie so nahe berührende Sturz Napoleons hielten sie an der Seite ihres Gemahls fest. 1812 gebar sie einen Prinzen, der aber kaum zwei Wochen alt wurde. Seinem Tode haftete etwas so merkwürdig Mysteriöses an, daß alsbald ein dunkles Gerücht umlief, der kleine Prinz sei nicht gestorben, sondern es sei von der Hochberg'schen Partei ein fremdes Kind untergeschoben worden. (Dieses Gerücht lebte wieder auf, als 1828 der unglückliche Kaspar Hauser in Nürnberg auftauchte.) 1813 schenkte Stephanie ihrem Gemahl abermals eine Tochter, Josephine Friederike Luise (1834 mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt). 1816 folgte wieder ein Prinz, der nach etwa einem Jahr ebenfalls starb, und 1817 abermals eine Prinzessin, Marie Amalie Elisabeth Karoline (1843 mit dem Herzog von Hamilton vermählt). Im Jahr 1818 starb Großherzog Karl im blühenden Mannesalter von 32 Jahren an einer schleichenden Krankheit. Seine Gemahlin verließ ihn in den letzten Monaten seines Siechtums keinen Augenblick und bewies eine bewundernswerte Hingebung und Seelenstärke.

Welch liebenswerte Eigenschaften Stephanie besessen haben muß und wie glücklich sich Großherzog Karl in seiner Ehe fühlte, geht daraus hervor, daß er sich nach dem Sturze Napoleons hartnäckig weigerte, sich von ihr scheiden zu lassen. Daß er trotz alles Drängens seiner nahen und entferntesten Verwandten treu zu seiner Liebe stand, stellt seinem Herzen und seinem Charakter ein glänzendes Zeugnis aus. Einfluß auf Politik hat er ihr nie gestattet, und sie hat auch nie darnach gestrebt, aber auf dem dornenvollen Pfade einer napoleonischen Prinzessin nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs war er ihr ein treuer Hort und Beschützer.

Zum zweiten Male trat Großherzogin Stephanie in offizielle Beziehung zur Stadt Freiburg, als ihr Gemahl am 8. Dezember 1818 starb. Am 24. Dezember richtete Stadtdirektor Schnekler im Namen von Magistrat und Bürgerschaft der Stadt Freiburg ein Kondolenzschreiben an Stephanie, worin auch ihr bevorstehender Namenstag (26. Dezember) erwähnt wird, den man der Unterstützung von Un-

glücklichen weihen wolle, deren Mutter Ihre Königliche Hoheit bisher gewesen sei, da dies wohl der einzige Trost sei, mit dem man sich in diesem Augenblick ihrem Herzen nahen dürfe. Dann wird der Besuch der Großherzogin 1811 erwähnt, wie entzückt sich Stephanie damals geäußert habe und wie sich deswegen die Stadt beim Tode ihres Gemahls den süßesten Hoffnungen hingeeben, die Frau Großherzogin werde die Bitten der Freiburger erhören und diese Stadt zum Witwensitze wählen. Unterdessen habe man aber vernehmen müssen, daß dieses beneidenswerte Los der Stadt Mannheim zugedacht sei. So bliebe nur die Bitte, Stephanie möge bisweilen unsere Gegend besuchen, deren Schutzgeist sie von ihrem nunmehr verklärten Gemahl mit Recht genannt worden sei.

Am 30. Dezember 1818 schickte die Stadt eine Deputation mit Glückwünschen zur Thronbesteigung nach Karlsruhe, die nebenbei noch die Interessen der Stadt zu verfolgen hatte und auch bei ihrem Ehrenbürger, General v. Lingg, anfragen sollte, ob es tunlich und schicklich sei, der Frau Markgräfin und der verwitweten Frau Großherzogin, die zur Zeit auf dem Schlosse Scheibenhart weilte, die Aufwartung zu machen. Da die Deputation die Befürchtung aussprach, bei beiden Fürstinnen die frische Wunde aufzureißen, so wurde auf Linggs Rat die Anfrage auf Umwegen angebracht. Auf offiziellem Wege kam dann die Nachricht, daß weder die Frau Großherzogin noch die Frau Markgräfin während der Trauer Audienzen erteilten, und daß erstere schon Mannheim zu ihrem Witwensitze gewählt habe, wo sie über das ganze Schloß disponieren könne.

Bei dem Gegenbesuche, den Staatsrat Wielandt¹ der Deputation abstattete, erzählte er Einzelheiten von dem Tode Großherzog Karls, die wirklich herzbrechend gewesen seien. Nach dem Hinscheiden habe die Frau Großherzogin ihre Kinder zu dem Leichnam hingeführt. Die älteste Prinzessin habe sich darüber geworfen und immer wieder weinend gerufen: „Vater, liebster Vater, bist du denn fortgegangen? Willst du deine Augen nimmermehr auf deine guten Kinder richten?“ Die Frau Großherzogin sei bewußtlos neben dem Leichnam hingefallen. (Stadtarchiv, Landesarchiv.)

Am 10. Januar 1819 traf die eigenhändige Antwort Stephanies in französischer Sprache auf das Kondolenzschreiben der Stadt ein. Der im Stadtarchiv befindliche Brief lautet in der Übersetzung:

Mein Herr!

Es ist mir ein wirklicher und sehr süßer Trost, an den Augenblick zu denken, der mich inmitten der Freiburger führen wird, die mich mit so viel Liebe empfangen, als ich glücklich war, und deren rührende Anhänglichkeit meine Leiden lindert, jetzt, da ich aufgehört habe, es zu sein. Ich danke Ihnen auch dafür, daß Sie meinen Namenstag gefeiert haben, indem Sie Unglückliche unterstützten. Sagen Sie denen, die leiden, mein Herr, daß wenn der Himmel mir durch ein unermeßliches Unglück den Titel ihrer Herrscherin entzieht, er mir denjenigen ihrer Mutter läßt. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, deren Organ Sie sind, wie

¹ Ausführliches bei Engelbert Krebs, Geschichte des Freiburger Frauenvereins 1815—1915. Freiburg 1915.

¹ Karl Ludwig Wielandt, 1807 Vizeregierungsdirektor der Regierung des Mittelrheingebietes, 1810 als Staatsrat ins Justizministerium berufen.

sehr mich die Ausdrücke ihrer Anhänglichkeit gerührt haben; versichern Sie dieselben der meinigen, und rechnen Sie selbst auf meine Hochachtung und besondere Wertschätzung.

Stephanie.

Scheibenhart, 3. Januar 1819.

Am 27. September 1820 besuchte dann die verwitwete Großherzogin Stephanie auf der Rückreise aus der Schweiz die Stadt Freiburg. Sie traf unter Begleitung einer Abteilung der berittenen Bürgergarde hier ein und bezog beim Freiherrn v. Roggenbach ihre frühere Wohnung, vor welcher eine Kompanie des hier garnisonierenden Regiments als Ehrenwache stand. Ihr Aufenthalt dauerte vier Tage. Sie wohnte zwei glänzenden Abendunterhaltungen bei, welche der Stadtrat und Kreisdirektor Freiherr v. Türkheim¹ am Donnerstag und der Freiherr v. Falkenstein am Samstag in ihren Wohnungen veranstalteten. Am Freitag besuchte sie das Theater, wo eine durchreisende italienische Operngesellschaft Rossinis Oper „L'Italiana in Alghieri“ aufführte. Am Sonntagabend besuchte sie ein Konzert im Museum. Die schönen Herbstnachmittage benützte sie zu Exkursionen, so in die benachbarte Kartause, dem Landsitz des Staatsrats, Freiherrn v. Baden², nach St. Ottilien und auf das Loretoberg, wo sie sich mit Rührung und Wehmut jenes schönen Festes erinnerte, das man vor neun Jahren ihr zu Ehren veranstaltet hatte. Auch einem ländlichen Kinderfeste in Günterstal wohnte sie bei, und als ein kleiner Knabe ein einfaches Begrüßungsverschen vortrug, traten ihr Tränen in die Augen. Sie besuchte auch die Fabrik des Herrn Hermann in Günterstal, dann in Freiburg das verdienstvolle Etablissement des Herrn Herder und die damit verbundene Zeichen- und Kupferstichschule des Herrn Schuler. Begleitet von der Liebe aller Einwohner und dem Wunsche, sie möge bald auf längere Zeit in ihrer Mitte weilen, reiste sie ab. (Freiburger Zeitung.)

Nach den Aufzeichnungen ihres Aumôniers (Hofkaplans) Bauchetet weilte Stephanie in den folgenden Jahren verschiedentlich vorübergehend in Freiburg, ohne daß es öffentlich bekanntgegeben wurde. Am 25. August 1823 reisten die Prinzessinnen von Baden-Baden nach Freiburg, wo sie ihre Mutter erwarteten. Am 27. traf Stephanie, von Arenenberg kommend, ebenfalls ein, und sie kehrten zusammen am 30. nach Baden zurück. Die Großherzogin wohnte mit ihren Töchtern bei dem Freiherrn v. Baden in der Kartause. 1824 kehrte sie, von Arenenberg kommend, über Freiburg, Baden und Bruchsal nach Mannheim zurück³. Am 3. Juli 1826 findet sich folgende Notiz in der Zeitung: „Heute abend vor 6 Uhr sind Ihre Königl. Hoheit, die verwitwete Großherzogin Stephanie von Baden, mit ihren drei Prinzessinnen-Töchtern hier angekommen und in dem für sie gemieteten Behringerschen Landhause (Schützenallee 15) ab-

gestiegen. Höchstdieselben werden sich zur großen Freude der hiesigen Einwohner einige Monate in unserer Mitte aufhalten.“

Am 11. Januar 1827 erwarb Stephanie von der Gräfin Flora v. Kageneck, verehelichten Gräfin v. Urbna und Freudental, die Herrschaft Umkirch für 345 000 fl., und am 30. April des gleichen Jahres von derselben Verkäuferin als Stadtwohnung das Haus Salzstraße Nr. 17 für 16 000 fl. Es wäre aber falsch, daraus zu schließen, daß Stephanie reich gewesen sei. Ihre Apanage aus Frankreich wurde ihr nie ausbezahlt und ihr ganzes Einkommen bestand in ihrer Witwendotation. Die Erträgnisse des Gutes Umkirch mußten ganz zur Verzinsung einer Schuld verwendet werden, und wiederholt äußerte Stephanie: „Sogar den Schnittlauch im eigenen Garten muß ich bezahlen.“ (Festschrift zur Feier der goldenen Hochzeit Ihrer Königlichen Hoheiten, des Fürsten Anton von Hohenzollern und der Fürstin Josephine, Prinzessin von Baden, von S. Lederle, Pfarrer in Umkirch.)

Um so leuchtender erscheint der Stephanie eigene Altruismus, die Herzensgüte, die nur helfend und schützend in das Schicksal derer eingreifen wollte, die von ihr abhängen, die sich in die Stimmung der Bedürftigen, der vom Leben schlecht Behandelten, versetzen konnte, und die ihr wohl ebenso sehr wie ihre große Wohltätigkeit die im Volke noch lange gebräuchliche Bezeichnung „die gute Großherzogin“ erworben hat. Pfarrer Lederle erzählt, Stephanie habe mit Rücksicht auf ihre große Dienerschaft geäußert: „Ich brauche sie nicht, aber sie brauchen mich.“ Dabei erinnert man sich einer Stelle aus den Memoiren „Mon séjour aux Tuileries 1852—1871“ (von der Gräfin Stephanie Tascher de la Pagerie, einer Großnichte der Kaiserin Josephine). Die Verfasserin erzählt von ihrem Besuche bei der Großherzogin Stephanie in deren Schlosse in Mannheim von der Dienerschaft: „Obgleich ein wenig taub, hinkend und blind, gebeugt von der Last der Jahre, hie und da an ein Möbel anrennend, das sie nicht mehr sehen, macht das Personal doch noch einen vornehmen Eindruck. Die Diener sind prächtig in ihren rot und goldenen Livreen.“ Einen rührenderen Zug von Herzensgüte als das Beibehalten aller dieser alten Diener kann man sich wohl kaum vorstellen.

Vereinzelte Beispiele ihrer Wohltätigkeit waren nicht aufzufinden. Diese öffentlich bekannt zu machen, dazu war ihr Sinn wohl zu vornehm und ihre Religiosität zu echt. „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut.“ Daß sie aber viel getan hat, kann man aus einem Flugblatt entnehmen, das auf dem Stadtarchiv aufbewahrt wird, einem „Gebet für Ihre Kaiserliche Hoheit, die durchlauchtigste Großherzogin Stephanie, bei der Nachricht, daß Höchstdieselbe an einem Augenübel leide“. Sie wird darin die gütige Mutter genannt, die durch ihre Wohltaten so manches trübe Auge wieder helle gemacht, so manchem armen Blinden Stab und Stütze war, so manche Unglückssträne mit Mutterliebe getrocknet habe. „Laß Ihr das Augenlicht, mit dem Sie so freundlich lächelnd die Armen, die Sie um Hilfe anflehten, anblickte und sich so herzlich freute, wenn Sie Kummertränen in Freudentränen verwandeln konnte.“ Die Überschrift umrahmt einen hübschen Kupferstich, welcher eine sehr kompatible weibliche Idealgestalt zeigt, die auf einer Bergkuppe

¹ Johann Freiherr von Türkheim, 1814 Direktor des Dreisamtreises, 1820 Wirklicher Staatsrat, 1835 auf Ansuchen als Staatsminister pensioniert.

² Karl Freiherr von Baden, der Letzte seines Geschlechts, 1807 Landvogt in Freiburg, 1808 Stadtdirektor daselbst, 1812 Staatsrat, † 1830.

³ Tagebuch des Aumônier Bauchetet, das sich auf dem Erzbischöflichen Archiv in Freiburg befindet.

kniet und flehend die Hände gen Himmel erhebt. Verfasser des Flugblattes, (as leider kein Datum aufweist, war Sekretär Obermeyer.

Ein unvergängliches Denkmal ihrer Klugheit und ihres guten Herzens hat sich Stephanie in der Gemeinde Umkirch gesetzt, die sie aus der tiefsten, bittersten Armut durch weise Maßregeln, nimmerruhende Fürsorge und selbst persönliche Opfer zu normalem Wohlstande emporbrachte.

In Umkirch verlebte Stephanie von 1827 an stets die Sommermonate Juli und August. Der Stadtrat frug im August 1827 an, ob eine Deputation Ihrer Kaiserlichen Hoheit in Umkirch Aufwartung machen dürfe, und diese wurde auf Sonntag, den 20., bestellt mit dem Beifügen, daß Ihre Königliche Hoheit sich vorbehalte, bei dieser Gelegenheit dem Vorstände der Stadt Freiburg für alle ihr während ihres Aufenthaltes daselbst erwiesenen Aufmerksamkeiten zu danken. Die Deputation bestand aus den Stadträten Stuß, Weßel und Keller und war beauftragt, die Freude der Stadt auszudrücken, Stephanie wieder in der Nähe zu besitzen, und sich ihrer ferneren Huld und Gnade zu empfehlen. Stephanie erwiderte liebenswürdig und betonte besonders ihre Liebe und Achtung für die gute Stadt Freiburg.

Aus den Jahren 1827—1860, dem Todesjahre Stephanies, findet sich im Stadtarchiv und in der Freiburger Zeitung nur ganz spärliches Material. In der Öffentlichkeit ist die verwitwete Großherzogin ja nicht mehr aufgetreten; aber es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie in gesellschaftlichen Beziehungen zu allen hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt stand. In der erwähnten Festschrift von Pfarrer Lederle ist die Rede davon, daß sie von dem Sabrikanten Carl Mez, den sie als Menschenfreund, Wohltäter und edlen Charakter sehr hoch schätzte, in ihren Bestrebungen, dem Dorfe Umkirch aus seiner Armut aufzuhelfen, mit Rat und Tat unterstützt wurde. Einmal findet sich dann noch in der Freiburger Zeitung die Notiz, daß Stephanie einer Feier der Universität beigewohnt habe, und die Akten des Stadtarchivs enthalten ein Schreiben des Kreisdirectors vom 8. August 1855, daß die Großherzogin unter seiner Führung die neue Promenade vom Loretobergle durch die „Buolis-Au“ nach Günterstal besucht habe. Auf der Bank bei dem Steg im Taleinschnitte habe sich Hochdieselbe niedergelassen und mit besonderem Vergnügen da verweilt, auch auf seine Anfrage mit Vergnügen ihre Zustimmung erteilt, daß jene Stelle Stephanienruhe genannt werden solle. Der Stadtrat dankt verbindlich für diese Erlaubnis und teilt mit, daß er an geeigneter Stelle einen Wegweiser nach der Stephanienruhe anbringen lassen werde. Der Weg wurde Stephanienweg genannt.

Schon früher hatte die Stadt der Großherzogin zu Ehren die Bezeichnung „Schneckenvorstadt“ in „Stephanienvorstadt“

umgeändert, welcher Name sich in Beschreibungen Freiburgs aus den Jahren 1825—1838 findet.

Stephanie starb am 29. Januar 1860 in Nizza, wo sie Linderung eines schweren Leidens gesucht hatte. Sie wurde als Leiche zurückgebracht; als solche ist sie zum letzten Male durch Frankreich gereist. Sie wurde in aller Stille in der Familiengruft in Pforzheim an der Seite ihres Gemahls beigesetzt.

Am 7. Februar 1860 richtete der Stadtrat an das Münsterpfarramt das Ansuchen, für die höchstselige Großherzogin Stephanie, Kaiserliche Hoheit, einen Trauergottesdienst anordnen zu wollen, worauf am 10. Februar die Antwort kam, daß das hochwürdige Erzbischöfliche Ordinariat mit Erlaß vom 9. d. M. ein feierliches Traueramt für die verstorbene Frau Großherzogin Stephanie von Baden, Kaiserliche Hoheit, befohlen habe und daß dieser feierliche Gottesdienst den 14. Februar, morgens 9 Uhr abgehalten werde.

Stephanies Schicksal ist ein ungewöhnliches gewesen, wie übrigens das aller Angehörigen Napoleons. Meteorgleich in Glück und Glanz aufstrahlend und fast ebenso schnell als Sattor in der Weltgeschichte erloschen, wurden ihr vom Schicksal noch wenige Jahre häuslichen Glückes geschenkt, um sie dann noch jung — sie war erst 29 Jahre alt — vor die Frage zu stellen, was sie aus ihrem ferneren Leben machen solle. Sie hat sie in bestem Sinne gelöst, sie blieb eine feine, innerlich vornehme Frau von tadelloser Sittenreinheit und großer Herzensgüte, eine treubeforgte, liebevolle Mutter, eine zuverlässige Freundin, eine Wohltäterin der Armen und an ihrem Hofe der Mittelpunkt einer geistig und künstlerisch angeregten Geselligkeit. Ihr Herz aber hing an den kurzen Tagen des Glückes ihrer Jugend. „Unvergeßlich waren ihr die Feste, die man ihr nach ihrer Vermählung in Freiburg und besonders auf dem Loretobergle bereitet hatte. Dahin zog es die Fürstin, und alljährlich erneuerte sie in sich die teure Erinnerung durch eine Fahrt nach Loreto.“¹

Das Haus Salzstraße 17, ihre Stadtwohnung, verkaufte Stephanie 1846 wieder. Die Herrschaft Umkirch ging nach ihrem Tode auf ihre zweite Tochter, Josephine, Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen über mit der Bestimmung, daß dieselbe nach ihrem Ableben deren zweitem Sohne, Prinz Carl, zufallen solle. Dieser starb als König von Rumänien kinderlos und vermachte Umkirch dem jeweiligen Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen. Das reizende Schloßchen mit seinem vornehmen Park ist heute noch eine Zierde der näheren Umgebung Freiburgs.

¹ Festschrift von Pfarrer Lederle.

Breisgauverein Schauinsland

36. Vereinsbericht.

Ausgegeben mit dem 54.—55. Jahrlauf.

Der heutige Vereinsbericht umfaßt die Zeit vom 30. November 1926 bis 4. Dezember 1929. Erfreulicherweise stellten sich in diesem Zeitraume der Vereinsleitung wieder eine Anzahl von Mitgliedern und Freunden des Vereins zur Verfügung, die sich entweder als Vortragende oder als Führer bei Ausstellungs- und Fundstellenbesichtigungen verdient gemacht und dadurch den Dank des Vereins erworben haben. Aus der Aufzählung dessen, was der Verein geboten hat, mögen die Mitglieder ersehen, welche Gegenstände behandelt wurden. Sie werden sich vielfach an das Gehörte erinnern, oder aber vielleicht in einzelnen Fällen bedauern müssen, daß sie dies oder jenes infolge Ausbleibens versäumt haben.

Vereinsabend mit Lichtbildern 3. Dezember 1926. Vortrag des Herrn Dr. med. et phil. Karl Siebert: „Historischer Streifzug durch den alten Freiburger Friedhof“ II. Teil.

Vereinsabend 3. Januar 1927. Vortrag des Herrn Professors Rob. Eis in Triberg: „Die Befestigung Badens während der älteren Steinzeit.“

Vereinsabend 31. Januar 1927. Vortrag des Herrn Geh. Medizinalrats Dr. Kürz: „Der Arzt und Pölyhistor Georg Pictorius aus Dillingen, Schulmeister zu Freiburg 1529—1535.“

Vereinsabend 25. Februar 1927. Vortrag des Herrn Artur Eberle, St. Georgen i. B.: „Aus der Geschichte des Freiburger Johanniterhauses im 15. Jahrhundert.“

Vereinsabend 11. April 1927. Vortrag des Herrn Dr. Friedrich Noack: „Kardinal Friedrich von Hessen, Großprior in Heitersheim.“

Familienausflug 26. Mai 1927 zur Böcklin-Ausstellung in Basel.

Vereinsabend 3. Oktober 1927. Vortrag des Herrn stud. rer. nat. Otto Kantorowicz: „Die Ausgrabungen auf dem Kybfelsen.“

Familienausflug 9. Oktober 1927 auf den Kybfelsen im Anschluß an den Vortrag vom 3. Oktober 1927.

Ausstellungsbefuch 15. Oktober 1927. Besichtigung der im Augustinermuseum veranstalteten Ausstellung alter liturgischer Buchkunst unter Führung von Universitätsbibliothekar Dr. Rest.

Vereinsabend mit Lichtbildern 21. November 1927 gemeinsam mit dem Oberbad. Architekten- und Ingenieurverein. Vortrag des Herrn Professors Dipl.-Ing. Rütli von der Techn. Hochschule in Darmstadt: „Umbau- und Sicherungsarbeiten am Mainzer Dom.“

Vereinsabend mit Lichtbildern 5. Dezember 1927. Vortrag des Herrn Museumsdirektors Dr. W. Noack: „Die Bedeutung des Stadtplanes von 1715 für die Freiburger Stadtgeschichte.“

Vereinsabend 29. Dezember 1927. Vortrag des Herrn Stadtarchivars Dr. Friedr. Hefele: „Die Fähringer Vorstadt in Freiburg und Kreisbaumeister Christoph Arnold.“

Vereinsabend 25. Januar 1928. Vortrag des Herrn Prof. Dr. H. Wirth: „Oberbadische Klur- und Nachnamen in ihrer geschichtlichen Bedeutung.“

Vereinsabend 10. Februar 1928. Vortrag des Herrn Dr. Friedrich Noack: „Breisgauer und Schwarzwälder in Rom.“

Vereinsabend 29. Februar 1928. Vortrag des Herrn Univ.-Bibliothekars Dr. J. Rest: „Siebenhundert Jahre Freiburger Heiliggeistspital.“

Vereinsabend 17. März 1928. Vortrag des Herrn Amtsgerichtsrats Dr. Rud. Blume: Schattenpiel „Der letzte König von Orplid.“

Ausstellungsbefuch 10. Juni 1928. Besichtigung der Ausstellung im Kunstverein „Oberbadische Malerei des XIX. Jahrhunderts“ unter Führung des Herrn Museumsdirektors Dr. W. Noack.

Vereinsabend 12. Oktober 1928. Vortrag des Herrn Schriftstellers Karl Josef Koeffler: „Mariano v. Sarachaga y Uria, ehemaliger Stadtdirektor von Freiburg.“

Vereinsabend 10. November 1928. Vortrag des Herrn Professors Dr. Herm. Mayer: „Oberlinden und Unterlinden“ I. Teil.

Vereinsabend 7. Dezember 1928. Vortrag des Geh. Medizinalrats Dr. Kürz: „Die medizinischen Dozenten an unserer Hochschule um die Wende des XVIII. Jahrhunderts.“

Vereinsabend 28. Dezember 1928. Vortrag des Herrn Professors Dr. Herm. Mayer: „Oberlinden und Unterlinden“ II. Teil.

Vereinsabend 12. Januar 1929. Vortrag des Herrn Dr. Friedr. Noack: „Die Festung Freiburg im Spanischen Erbfolgekrieg.“

Vereinsabend mit Lichtbildern 4. Februar 1929. Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Georg Kraft: „Die Memannen im Breisgau. Neuere Funde und Forschungen.“

Vereinsabend mit Lichtbildern 28. Februar 1929. Vortrag des Herrn Amtsgerichtsrats Dr. Rudolf Blume: „Der Münsterurm in Freiburg und der Campanile des Domes in Florenz.“

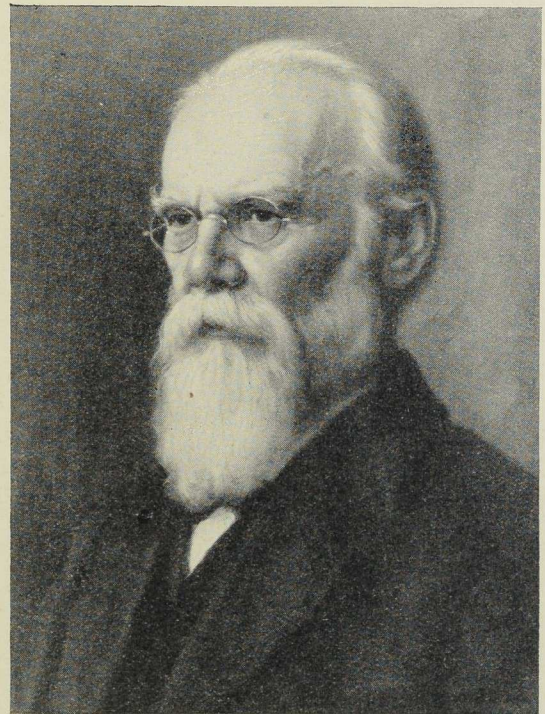
Vereinsabend 19. Oktober 1929. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Stork: „Wie große Freiburger Stiftungen entstanden. (Katharina Eck 1767, Christian Wenzinger 1757, Philipp Merian 1848, Karl Günther 1891).“

Vereinsabend 8. November 1929. Vortrag des Herrn Oberkorrektors Joseph Dotter: „Die Wandmalereien in der Freiburger Loretkapelle.“

Vereinsabend 4. Dezember 1929. Vortrag des Herrn Prof. Dr. H. Wirth: „Die neuesten Funde aus der Römerzeit im Breisgau.“

Ausstellungsbefuch 20. Oktober 1929. Besichtigung der zur Zeit im Augustinermuseum vereinigten Werke kirchl. Kunst aus dem Besitze des Münsterarchives, des Diözesanmuseums, der Stadt und des Herrn Prof. Dr. h. c. Geiges unter Führung des Herrn Museumsdirektors Dr. W. Noack.

Von der Vereinszeitschrift „Schauinsland“, deren Herausgabe die Hauptaufgabe des Vereins bildet, hat der Verein im Berichtszeitraume nur dieses Heft herausbringen können. An Stoff oder gar etwa an Arbeitsfreudigkeit hat es nicht gefehlt, der Grund lag vielmehr darin, daß der Verein glaubte, seinem verdienten Ehrenmitgliede



Prof. Dr. Friedrich Leonhard
(nach einem Ölbildnis seines Sohnes).
Aus: Badische Fundberichte, Bd. II, Heft 2.

Prof. Dr. h. c. Fritz Geiges, dessen frühere Beiträge in unserer Zeitschrift ihn als hervorragenden Kenner der Stadt- und Münstergeschichte gezeigt haben, seine Spalten für eine umfangreiche Studie über den mittelalterlichen Fensterschmuck des Freiburger Münsters bereithalten zu sollen. Das Manuskript zu dieser Arbeit, die sich von Seiten des Reiches, des badischen Staates, der Stadt und des Münsterbauvereins namhafter Unterstützung erfreut, hat Verzögerungen erlitten, indem sich während der Arbeit immer wieder neue Fragen ergaben, zu denen Stellung genommen werden mußte. Auch waren vielfache Irrtümer in der Münsterliteratur richtigzustellen, so daß die Studie auch an Umfang zunahm. Es ist aber jetzt so weit, daß im Jahre 1930 auf das Erscheinen dieses Werkes gerechnet werden kann, zumal die Druckstöcke für etwa 600 Abbildungen fertiggestellt sind.

Alsdann hat der Vorstand die Pflicht, der verdienten Mitglieder zu gedenken, die der Tod hinweggerafft hat.

Einer der schmerzlichsten Verluste war das Hinscheiden unseres lieben

Ehrenmitgliedes Prof. Dr. Friedrich Leonhard. Die Verdienste dieses seltenen Mannes, der über ein ungemein großes Wissen auch auf dem Gebiete der Heimat- und Kunstgeschichte verfügte, fallen in verschiedene Abschnitte seiner 40jährigen Zugehörigkeit zum Vereine. In den Jahren 1890—1899 war er zunächst Schriftleiter unserer Zeitschrift „Schauinsland“, deren Eigenart in dem Geresschen Wahlspruch: „Mit Stift und Schrift, In Bild und Wort, So fort und fort, Aus frischer Brust, Zu eigner Lust, Zu des Volkes Lehr', Zu der Heimat Ehr!“ zusammengefaßt ist. Diese Worte ließen Leonhard sofort den richtigen Weg als Schriftleiter finden. Er trat den mitarbeitenden Mitgliedern nicht als strenger und überlegener Zensor gegenüber, er machte vielmehr von seinem vielseitigen Wissen den schönsten Gebrauch, indem er jenen ratend und helfend zur Seite stand, wenn etwa Verbesserungen ihrer Beiträge wünschenswert waren. Es ist sogar wiederholt vorgekommen, daß er, wenn es eilte, selbst Hand anlegte, ohne daß er seine Arbeit als „Zusatz der Schriftleitung“ gekennzeichnet hätte. Als die Reichslimeskommission für seine Veröffentlichung Prof. Dr. Friedr. Leonhard benötigte, fehlte ihm leider fortan für uns die nötige Muße, und so kam es, daß zum Bedauern unserer Mitarbeiter und der Vereinsleitung ein Wechsel in der Schriftleitung eintreten mußte. In den Jahren 1912—1925 stand Prof. Leonhard teils als 2. Vorsitzender, teils als Gaugraf an der Spitze des Vereins. Nie strebte er darnach, an diese Stelle zu kommen, vielmehr kostete es Mühe, ihn zur Annahme dieser Würde zu bewegen; seine große Liebe zu unserer Sache gab aber schließlich doch den Ausschlag. Mit einer gewinnenden Bescheidenheit vertrat dieser vielseitige Mann den Verein als Vorsitzender, und unvergeßlich bleibt es, wie er die Vereinsabende zu leiten verstand. Jedesmal wußte er interessante Einzelheiten zu dem Vortragsgegenstand zu bieten oder diesen mit einer zusammenfassenden Übersicht zu beschließen. Trat er gar selbst als Vortragender in die Bresche, so wußten die Mitglieder von vorneherein, daß ein Genuß bevorstand und jeder bereichert an Kenntnissen nach Hause gehen werde. Nicht minder beliebt waren die Ausstellungs- oder Fundstellenbesichtigungen, bei denen er den Führer machte. Daß der Verein diesen Mann im Jahre 1922 zum Ehrenmitglied wählte und daß er heute diesen Worten sein Bildnis beifügt, sind deutliche Zeichen, wie man ihn schätzte.

Auch das Hinscheiden unseres Mitgliedes Prof. Dr. Julius Dieffenbacher hat den Verein schmerzlich berührt. Hat dieser liebe Gaubruder doch im Jahre 1899 als Nachfolger von Prof. Dr. Leonhard die Schriftleitung des „Schauinsland“ übernommen und diese bis 1925 durchgeführt. 23 Jahrgänge, vom 26. Jahrlauf angefangen, hat Dieffenbacher herausgebracht, für die man ihm nur Anerkennung und Dank zollen kann. Er suchte den Kreis der Mitarbeiter zu erweitern und trat auch selbst als solcher mit zwei schönen Studien „Hebel-Illustra-

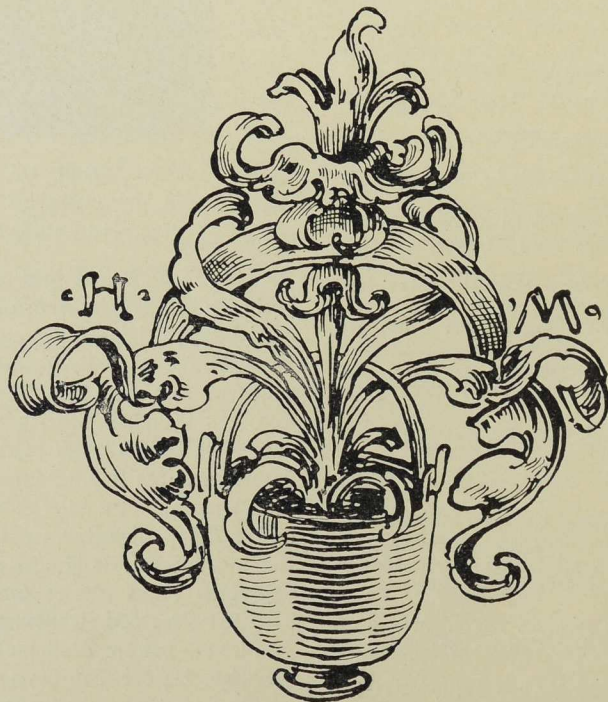
toren“ und „Die alemannische Malersippe Dürr“ auf den Plan. Im Jahre 1926 war er bedauerlicherweise aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, die Schriftleitung des „Schauinsland“ niederzulegen, die er so reichhaltig und schön zu gestalten wußte.

Aus dem Kreise der ordentlichen Mitglieder, die bekanntlich die Vorstandschafft unseres Vereines bilden, wurden in dem Zeitabschnitt dieses Berichtes die Gaubrüder Seltz Thoma und Ferdinand Kölblle durch den Tod abberufen. Ersterer war in den Jahren 1905—1910 Kneippvogt bei den Vereinsabenden, welches Amt er mit Witz und Schlagfertigkeit auszuüben verstand. Ihm, dem ehemaligen Verbindungsstudenten unserer Hochschule, war diese Aufgabe nicht fremd, wußte er doch, wie sich ein gemütliches Zusammensein abspielen muß und wie es zu leiten sei. Schade, daß er nur so kurze Zeit als Kneippvogt wirkte. Dafür aber hat er sich um so länger dadurch verdient gemacht, daß er dem Vereine für die Vereinsabende seinen elektrischen Projektionsapparat zur Verfügung stellte und sogar immer selbst bediente. Auch dafür bleibt ihm der Verein dankbar. Ferdinand Kölblle war seit 1899 ordentliches Mitglied des Vereins, dem er als Freund der heimatlichen Geschichte mit größtem Interesse zugetan war. Seine auf gründlichen Studien beruhenden Kenntnisse über die Freiburger Beurbarung vermittelte er dem Vereine in einem Vortrag, dem noch weitere folgen sollten. Dazu kam es aber nicht, weil sich die Berufsarbeiten bei der Stadt Sparkasse so häuften, daß ihm die nötige Muße zu weiteren Studien fehlte. Im stillen aber war er viele Jahre der treue Hüter eines Teils des Vereinsvermögens, und zwar des eisernen Bestandes an alten seltenen Jahrgängen der Vereinszeitschrift, denen er in den Gewölben der Sparkasse einen sicheren Platz gewährt hat. Schmerzlich hat es der Verein empfunden, als dieses beliebte und treue Mitglied dem Vereine verloren ging.

Endlich kann der Vorstand auch Erfreuliches aus der Chronik des Vereins für die Jahre 1926—1930 berichten. Gaubruder Dr. Friedrich Hefele, der nunmehr dem Stadtarchiv als Direktor vorsteht, hat die Schriftleitung des „Schauinsland“ übernommen. Damit ist der längst gehegte Wunsch des Vereins, wieder in Fühlung mit dem Stadtarchiv zu kommen, in Erfüllung gegangen. Wer von den Mitgliedern in letzter Zeit mit dieser Stelle in Berührung kam, weiß die mit großer Bereitwilligkeit gewordene Hilfe zu schätzen. Wir rufen deshalb dem neuen Schriftleiter, der uns schon die schönsten Proben seines Wissens in Vorträgen gegeben hat, ein aufrichtiges ad multos annos zu. Mit dem gleichen Wunsche vermerkt der Chronist die Ernennung des verdienten 2. Vorsitzenden, Dr. Rest, zum Direktor der hiesigen Universitätsbibliothek.

Freiburg, Dezember 1929.

Der Vorstand.



H 4651 da